

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzelne Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Speditoren:
„Volksblatt“, Weuststr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Annahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen.

Nr. 47.

Sonnabend, den 21. November 1891.

V. Jahrgang.

Politische Notizen. — Die Entwicklung der sozialen Gegensätze und das Verhältnis zwischen Bourgeoisie und Proletariat. — Der Krach der Schwindler. — Produktion und Technik.

Gedicht. — **Novelle.** — Die Demokratie in der Schweiz und die Arbeiterbewegung I. — Sozialismus und Revolution. — Die soziale Lage des Fabrikarbeiters. — Verschiedenes.

Politische Notizen.

Bei seinem Münchener Aufenthalt hat der Kaiser in das Gedenkbuch der Stadt einen Spruch eingetragen: „suprema lex regis voluntas“, deutsch: „das höchste Gesetz ist der Wille des Königs“, französisch: „l'état c'est moi.“

Ähnliche Aussprüche des Kaisers hat die „Freisinn-Zeitung“ gesammelt:

In ähnlicher Weise forderte der Kaiser auch am 21. Februar 1891 auf dem Bankett des brandenburgischen Provinziallandtags die Anwesenden auf, „ihrem Markgrafen durch die und Dürfnis zu folgen.“ Es ist dieselbe Denkart, welche auch wieder zum Ausdruck gelangt in der bekannten Unterschrift auf dem Bilde im Kultusministerium: „Sic volo sic jubeo.“ Auch bei dem Bankett des brandenburgischen Provinziallandtags am 5. März 1890 äußerte der Kaiser: „Diejenigen, welche sich mir bei dieser Arbeit entgegenstellen, zerfchmettere ich.“ Daraus wurde die Aeußerung allerdings auf die Opposition des Fürsten Bismarck bezogen, und folgte ja auch wenige Tage darauf die Entlassung des Fürsten. Am 4. Mai 1891 äußerte der Kaiser in einem Trinkspruch auf dem Bankett des rheinischen Provinziallandtags: „Einer nur ist Herr im Lande, und das bin ich. Keinen Andern werde ich neben mir dulden!“

Die Aussprüche sind jedenfalls sehr klar und unzweideutig, und was mehr ist, sie entsprechen den Thatfachen. In Wirklichkeit haben wir nicht den Konstitutionalismus, sondern den Cäsarismus, dank der jammervollen Feigheit unserer Bourgeoisie. Freilich geniert das die Leute, wenn es so offen und ohne Verhöhnung gesagt wird. Auf die Sache haben sie ja verzichtet, leichten Herzens; aber den Schein möchten sie doch retten, und Bismarck war ja auch seiner Zeit gutmüthig genug, durch Schaffung des Reichstages die Fiktion zu wahren. Jetzt wird von energischer Hand der Schleier herabgerissen — nun, uns kann es nur recht sein; je klarer und unverhüllter die Verhältnisse sind, desto besser ist gegen sie anzukämpfen.

Ein Beweis für die Jämmerlichkeit unseres Scheinkonstitutionalismus gab die Verhandlung gegen den Reichstagsabgeordneten Schmidt während der Vertagung des Reichstages, wodurch die ausdrückliche Erklärung des Reichstages offenbar mißachtet wurde. Genau so wird jetzt gegen den Abgeordneten Wurm verfahren. Wir entnehmen darüber seinem Organ, dem „Volkswille“:

Die Immunität der Reichstagsabgeordneten ist durch das Chemnitzer Landgericht nicht anerkannt worden; es hat den Abgeordneten Schmidt (Mittweida) gewaltsam zur Verhandlung führen lassen und ihn am 2. November wegen Verleumdung, öffentlicher Aufreizung und Aufforderung zum Ungehorsam gegen behördliche Anordnungen zu einem Jahr drei Monaten Gefängnis verurtheilt. Aber nicht nur das Chemnitzer Landgericht erkannte die Immunität der Reichstagsabgeordneten während der Vertagung nicht an, sondern auch das Fürstl. Reuß. Amtsgericht, Abtheilung I für Untersuchungsachen, Vorsitzender Justizrath Alberti in Gera. Gegen den verantwortlichen Redakteur des „Volkswille“, Reichstagsabgeordneten Wurm, hat die Polizei zu Gera eine Strafverfügung von 15 Mark erlassen, weil Wurm am 3. Mai d. J. in einer nicht angemeldeten Versammlung eine politische Rede gehalten haben soll. Als Wurm diese Beurtheilung zugesandt erhielt, mit der Aufforderung, entweder 15 Mark in 10 Tagen zu bezahlen, widrigenfalls angenommen wird, daß er Verurteilung beim Schöffengericht einlegen wolle, erwiderte Wurm, daß er gegen die Beurtheilung auf Grund des Artikel 31 der deutschen Reichsverfassung protestire, indem zu seiner Verurteilung nicht die Genehmigung des Reichstages eingeholt worden sei. Darauf erhielt Wurm für den 15. September eine Vorladung zum Schöffengericht in Gera; das gedruckte Formular war das übliche; es stand also in demselben, daß, wenn Beklagter zum Termin nicht erscheine, er auf Beschluß des Schöffengerichts zwangsweise vorgeführt werden könne. Wurm erwiderte hierauf dem Fürstl. Reuß. Amtsgericht, daß er zum Termin nicht er-

scheinen werde, indem er sich auf Artikel 31 der Reichsverfassung berufe. Darauf erhielt Wurm ein Schreiben des Fürstl. Reuß. Amtsgericht, gezeichnet Alberti, in dem ihm mitgetheilt wurde, daß das Amtsgericht seine Auffassung nicht theile und einen neuen Termin anberaumen werde. Gleichzeitig kam wieder eine Vorladung vor das Schöffengericht zum 8. November. Abermals erklärte Wurm in einem Briefe an das Fürstl. Reuß. Amtsgericht, daß er so lange diesen Anforderungen nicht Folge leisten werde, bis die Genehmigung des Reichstages eingeholt sei. Diesen Dienstag, am 3. November, fand nun die Sitzung des Schöffengerichts statt. Zufällig war der Belastungszeuge, ein Oberwachmeister, nicht erschienen, der dafür zu 10 Mark Geldstrafe event. 5 Tage Haft verurtheilt wurde. Es wurde dann das Schreiben des Abgeordneten Wurm verlesen. Justizrath Alberti vertrat nach wie vor seine Ansicht, daß Wurm erscheinen müsse und erklärte, daß, wenn die Zeugen anwesend sind, auch ohne den Beklagten zur Verhandlung geschritten werden könne. Dagegen erklärte der Amtsanwalt, daß der Beklagte, Abgeordneter Wurm, in seinem Rechte sei, wenn er verlange, daß zu seiner Verurteilung erst die Genehmigung des Reichstages eingeholt werden müsse. Da nun der eine Belastungszeuge nicht erschienen war, vertagte Justizrath Alberti die Verhandlung. Das Amtsgericht in Chemnitz und das Amtsgericht in Gera haben also beide die Immunität eines Reichstagsabgeordneten nicht anerkannt.

Die Lust am deutschen Reich zeigt sich am besten in der Zahl der jungen Leute, welche sich dem Dienst in den „Ferienkolonien“, nämlich den Kasernen, entzogen haben und „unerlaubt“ ausgewandert sind. Wegen solcher „unerlaubter Auswanderung“ sind im Jahre 1890 20 251 Mann verurtheilt, in absentia natürlich, 15 178 sind deshalb noch in „Untersuchung.“ Also über 35 000 junge Leute — ein ganzes Armeekorps sind in einem Jahre dem deutschen Reich aus dem Wege gegangen, weil sie gar keinen Begriff haben von der „Lust Soldat zu sein“!

Die Zolleinnahmen des Deutschen Reiches betragen im Jahre 1890 nach der „Statistik des Deutschen Reiches“ 395 874 601 Mk. (gegen 360 276 038 in 1889). Im Einzelnen vertheilt sich die Summe wie folgt:

Markt	
Getreide und andere landwirthschaftliche Produkte:	114 596 002
Speziell Roggen	41 745 620
Weizen	29 477 455
Gerste	16 494 282
Kaffee z.	47 309 660
Petroleum z.	44 617 122
Tabak und Fabrikate	42 873 905
Wein, Most z.	19 280 705
Holz und Holzwaaren z.	15 615 367
Schmalz	9 107 744
Eisen und Eisenwaaren	8 194 925
Wich	7 324 914
Braunwein	6 801 968
Fleisch, Geflügel, Wild	5 468 482
Baumwollengarn	4 691 278
Reis	3 869 176
Gefalzene Häringe	3 748 024
Gewürze	3 722 800
Seide und Waaren	3 110 988

In welchem enormen Maße die Zolleinnahmen durch das seit 1879 mehr und mehr entwickelte Schutzollsystem gestiegen sind, lehren folgende Ziffern:

Die Zolleinnahmen betragen:	
im Jahre	
1878	111,5 Millionen Mark
1879	148,4
1880	166,8
1881	192,4
1882	202,8
1883	209,7
1884	230,9
1885	241,7
1886	248,1
1887	270,1
1888	290,1
1889	360,3
1890	395,4

Das deutsche Volk hat danach heute eine dreieinhalbfach größere Last an Zöllen zu tragen als 1878. An der Steigerung haben den größten Antheil die Getreide- und Petroleumzölle, die mehr als ein Drittel der gesammten Zolleinnahmen ausmachen und fast ausschließlich von den Arbeitern getragen werden. Das nennt man Sozialreform.

— Eine eigenthümliche, sehr eigenthümliche Mit-

theilung hatte der Abg. Arendt in seinem „Deutschen Wochenblatt“ gemacht in Bezug auf Herbert Bismarck. Derselbe soll seiner Zeit die Engländer aufgefordert haben, die von Dr. Peters geleitete Emin-Expedition zu vernichten. Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ bezeichnen es als sehr auffallend, daß bezüglich dieser Mittheilung weder ein Widerruf noch eine Aufklärung erfolgt ist. Selbst in solchen Kreisen, die bisher die Ueberzeugung gehegt haben, es werde dem Grafen leicht werden, sich von der gegen ihn erhobenen Beschuldigung rein zu waschen, wache das peinliche Befremden darüber, daß von jener Seite kein Wort verlauten wolle. Wir finden die Sache auch sehr „auffallend“. Es scheinen ja immer schönere Sachen ans Licht zu kommen!

Ueber Agrarier als Börsenspekulanten tauchen immer von Neuem Notizen in der Presse auf. So hielt der deutsch-freisinnige Reichstags-Abgeordnete Friedländer einen Vortrag, in dem er, wie die „Bosnische Zeitung“ ausführt, aus eigener Erfahrung zwei Fälle anführt, in welchen Großgrundbesitzer in unthunlicher Weise Getreidespekulationen gemacht hätten. Der eine sei ein Vertrauensmann des Fürsten Bismarck, der des Fürsten Güter revidirte und die Wirthschaft kontrollirte, der andere ein Großgrundbesitzer des Ostens, welcher über 85 000 Morgen besitze und, nach, wie er annehmen dürfte, „zuverlässigen Mittheilungen“ jetzt über sieben Millionen an der Börse verspielt habe. Ähnliche Notizen könnte man haufenweise sammeln, wenn man etwa einmal eine „Psychologie des Agrariers“ schreiben wollte. Und das sind dieselben Leute, welche immer über die „Unfittlichkeit des Börsenspiels“ und die „Brotvertheuerung durch die Börse“ schimpfen. Schöne Gesellschaft!

Die „soziale Frage“ der Pfaffen wird in einem amüsanten Artikel der „Magdeburger Zeitung“ erörtert, dem wir des Humors wegen einige Stellen entnehmen:

„Wenn in der preussischen Landeskirche ein offizieller Gläubigstopp etabliert ist, so darf man sich nicht wundern, wenn Manche herzhaft zugreifen, auch nicht, wenn Unliebendes dabei unterläuft.“

„Und muß es denn nicht — um von Anderem zu schweigen — geradezu Verbitterung hervorrufen, wenn bei gleicher Arbeit der Eine von zwei benachbarten Geistlichen ein Einkommen von 36 000 Mk., der Andere ein solches von 9000 Mk. hat; wenn der Erstere vielleicht noch dazu ein jüngerer Mann ist, der dieses Glück lediglich dem Umstande verdankt, daß der gnädige Herr Patron mit seiner Base bekannt war? Oder wenn unter sieben jungen Geistlichen, die zugleich ordinirt werden, sechs mit einem bescheidenem Anfangsgehalt beginnen und der Siebente in eine Stelle von 4000 Mk. einzieht, nicht aus Verdienst, sondern aus Gunst?“

„Es gereicht dem geistlichen Stande wirklich zur Ehre, daß er bisher vermieden hat, seine pekuniären Interessen vor der Oeffentlichkeit zu vertreten. Die überall geplanten Pfarrvereine, welche wesentlich auf die Wahrung der materiellen Interessen abzielen, lassen erkennen, daß davon abgegangen werden soll. Man wird das beklagen dürfen. Es liegt aber auf der Hand, daß der Weg der Selbsthilfe, welcher jetzt beschritten werden soll, eine stille und um so bereitere Anklage ausspricht, daß die berechtigten Interessen des geistlichen Standes bisher ungenügend vertreten wurden. Wir werden nun wahrscheinlich das Schauspiel erleben, daß Vorn geschlagen wird. Das ist sicherlich kein ideales Vorgehen, aber es wird durch eine Nothlage wenigstens entschuldigt. Man wird der preussischen Geistlichkeit keinen Vorwurf daraus machen können, wenn sie für berechnete Interessen und für ihre Ehre, die durch das bestehende System zum Schaden der Kirche selbst beeinträchtigt wird, eintritt.“

„Ein Mitglied der letzten sächsischen Provinzialkonferenz wollte dieser Zeit der Geistlichkeit eingepreßt wissen: Du bist zu dienen da, nicht zu verdienen.“ Das erinnert an eine Art der Kanzelberedtsamkeit, die einer verblüffenden Wendung den Werth einer Wahrheit beimeist. Es ist keineswegs ein Vorrecht der Geistlichen, zu dienen da zu sein. Jeder andere Beamte, ja schließlich Jeder in einer Gesamtheit ist zu dienen da. Und das Darben und Sorgen wird man doch hoffentlich nicht als ein besonderes Vorrecht der Geistlichen bezeichnen wollen. Ist jeder Arbeiter seines Lohnes werth, dann werden auch sie verlangen dürfen, daß in einem geordneten Kirchenwesen der verdiente Lohn nach gerechten Maßstäben bemessen werde. Wenn wir recht berichtet worden sind, so erfreut sich der Urheber jenes Ausspruchs einer Pfründe von über 10 000 Mk. Solch einen Ausgleich zwischen Dienen und Verdienen kann man sich gefallen lassen.“

Bravo! Das gefällt uns! Wollen die Herren nicht einen Fachverein gründen? Wir können ihnen Organisatio-

oren empfehlen, von denen sie auch zugleich Sozialdemokratie lernen könnten.

Aber im Ernst. Solche Artikel — wir verlernen durchaus nicht, daß die Auffassung der Sache vom Standpunkt des betreffenden Verfassers aus ganz richtig ist — solche Artikel druckt die „Magdeburger Zeitung“ mit Vergnügen ab. Wenn aber die Arbeiter einmal sagen: Wir wollen mehr Lohn haben — ja, Bauer, das ist ganz was anderes!

— Der **Segetzstreik** hat eine sehr bezeichnende Erscheinung gezeigt: Soldaten, welche zum Streikbuchen kommandiert werden. In Dresden sind Soldaten des Schützenregiments in der Teubner'schen Offizin als Segetz angestellt, und der bayerische Kriegsminister hat die Abkommandierung von Soldaten an die Druckereien, welche für Herstellung der Landtagsarbeiten thätig sind, genehmigt. Der Staat hat damit unzweideutig seinen Charakter bewiesen. Welche aufklärenden Wirkungen sowohl für die Arbeiter, als für die Soldaten, die gegen ihr eigenes Interesse — sie sind ja später wieder Arbeiter — zu arbeiten gezwungen sind, solche Vorgänge haben, ist wohl klar. Das stärkt die Sozialdemokratie im Heer und den Haß des Volkes gegen den Militarismus.

Gleichzeitig mit den Streik findet in den Vereinigten Staaten ein Probeturnier der Segetzmaschinen statt. Wir finden darüber in amerikanischen Blättern:

Es unterliegt keinem Zweifel mehr, woran man so lange gearbeitet hat und was lange als vergeblich schien, die Verdrängung der Handarbeit durch die Maschine in der Schriftsetzerei ist endlich gelungen. Die Segetzmaschinen sind für glatten Satz ein bedeutender Erfolg. Die Qualität des Maschinensatzes ist besser als die Durchschnittsqualität des Handsatzes, indem von selbst egal ausgeschloffen wird. Die Quantität, die geliefert werden kann, entspricht den Leistungen von drei Setzern per Maschine, richtet sich selbstverständlich aber nach der Befähigung des „Operators“ und der Übung, die derselbe gehabt.

Was die großen Blätter bisher noch an der Anschaffung einer der 4 oder 5 neuen Segetzmaschinen hinderte, war der Gedanke, daß im Laufe kurzer Zeit Verbesserungen erfunden werden würden, welche das jetzige System wertlos machen. Darum wollte jeder Zeitungsbefitzer, ehe er ca. 100 000 Doll. oder das Zwei- und Dreifache auf diese neuen Maschinen ausgab, noch einige Zeit zusehen, um ein „noch besseres“ System abzuwarten.

Schließlich arrangierte man, um über die „beste“ Maschine ins Reine zu kommen, jenes Probeturnier der verschiedenen Systeme in Chicago.

Vier verschiedene Maschinen traten in Wettbewerb und das Ergebnis von 40stündiger Arbeit, einschließlic des Korrigierens des Satzes, wird wie folgt mitgeteilt:

Roger's Typograph 102 000 W's, ein Operateur und ein Maschinist; Mergenthaler Linotype 70 000 W's, ein Operateur und ein Maschinist; McMillan Maschine 130 000 W's, drei Operateure; St. John Typobar 5000 W's, ein Operateur. Die zweitgenannte Maschine, die sich in einer deutsch-amerikanischen Zeitung bewährt hat, war in Chicago nicht erfolgreich, da sie zu häufig außer Ordnung geriet. Die Leistung des „Typograph“ betrug 2800 W's pro Stunde, es wurden aber gelegentlich 4000 bis 5000 gesetzt. Das schloß das Herbeiholen von Manuskript, zum Teil in kleinen Abschnitten, sowie das Korrigieren des Satzes ein. Letzteres ist eine weit zeitraubendere Arbeit als beim Handsatz, weil ein einziger Fehler den Reinsatz einer ganzen Zeile und sogar mehrerer Zeilen nötig macht. Die Leistung eines Handsatzers beträgt durchschnittlich 1000 W's (oder soviel Buchstaben als 1000 W's einnehmen) per Stunde, wozu noch das „Ablegen“ des gebrauchten Satzes gehört, was ungefähr ein Drittel der Satzzeit beansprucht, bei der Maschine aber wegfällt. Diese würde demnach mit Bedienung eines Mannes soviel leisten, wie drei Handsatzer.

Wer mit dem Geschäft vertraut ist, wird ersehen können, welcher ungeheure Fortschritt in der Verdrängung der Handarbeit durch die Maschine liegt. Die Schriftsetzerei gebt zu den ungesundesten Gewerben. Bleivergiftung ist nichts seltenes bei den Jüngern der schwarzen Kunst. Es wird nun auch bei den Segetzmaschinen eine Komposition verwendet, die hauptsächlich Blei enthält; da aber die „Matrizen“ nur einmal benützt und nach jedem Gebrauch wieder eingeschmolzen werden, so giebt es keine Abnutzung, keinen Staub, also auch keine Bleivergiftung mehr.

Aber diese Umwälzung ist auch für die Arbeiter mit den Leiden verknüpft, welche jeder Fortschritt in der arbeitssparenden Technik zur Folge hat, so lange das Lohnsystem besteht. Eine große Masse von Schriftsetzern wird „überflüssig“ werden. Das Lebensbedürfnis steigt zwar ungeheuer und der Absatz von literarischen Produkten wächst entsprechend. Es mögen also wohl nach einer Anzahl Jahren so viele oder noch mehr Maschinen-setzer benötigt werden als jetzt Handsatzer. Aber das ist ein schwacher Trost für diejenigen Leute, welche zunächst verdrängt werden, oder welche die Qualifikation für die Arbeit an der Maschine nicht haben, die eine ganz andere ist als diejenige für Handarbeit. Wie rasch sich aber geeignete Personen an jener einarbeiten, geht aus den folgenden Mitteilungen hervor:

Am sechsten Tage des Contestes wurden Handsatzer und „Typewriter“ an die Maschinen gesetzt, um sechstägigen, mit welcher Leichtigkeit dieselben von Rollen verstanden und operiert werden können. Das Resultat war befriedigend. Ein „Typewriter“, der den Roger's „Typograph“ nie zuvor gesehen hatte, setzte 1200 W's pro Stunde auf. Die Rollen sind gerade so arrangiert, wie beim Remington Typewriter.

Die Schriftsetzer gehören bis jetzt zu den begünstigsten Arbeiterkategorien. Ihr Arbeitsprodukt kann nicht aufgespeichert werden, sie hatten nichts von Abarbeit und wenig von Frauenarbeit zu fürchten. Die Gleichmäßigkeit ihrer Beschäftigung erleichterte die Organisation und diese wieder sicherte ihnen verhältnismäßig günstige Arbeitsbedingungen. Die Maschine wird dagegen vermutlich der Frauenarbeit in diesem Gewerbe ein großes Feld eröffnen.

Es giebt eben auch die Dauer keine „Arbeiter-Aristokratie.“ Bestugt es einer Branche, sich über die Masse zu erheben, so schafft sie damit auch den Anreiz für den Kapitalisten, durch irgend welche Mittel ihre ausnahmsweise Stellung zu untergraben. Die Maschine ist das gewichtigste dafür. Sofern sie die Arbeiter Solidarität lehrt, mag man sie den „eisernen Kollegen“ nennen; im Uebrigen gilt, so lange das Lohnsystem existiert, Karl Marx' Wort: „Die Maschine schlägt dem Arbeiter das Brod aus der Hand.“

Und was wird aus den Schriftsetzern, denen die Maschine mit Erwerbslosigkeit droht?

Danach fragt das Kapital nicht, ebensowenig wie es seit 100 Jahren sich um die Verwendung der durch Erfindung überflüssig gewordenen Hände gekümmert hat.

In der kapitalistischen Privatwirtschaft wird jede arbeitssparende Verbesserung der Produktions-Methode zum Fluch für diejenigen, welche bisher in der alten Methode ihren Lebens-Erwerb hatten.

Bei einer rationellen Organisation der Menschheits-Verbände müßte jede Zeitersparnis bei der Herstellung der Lebensgüter den Menschen insgesamt zu Gute kommen, so daß sie alle weniger zu arbeiten bräuchten, als bisher, aber ihre Bedürfnisse darum nicht einzuschränken hätten.

Unsere Zeit, die der individuellen Ausbeutung der Schwachen durch den Starken, kennt kein Erbarmen mit dem ökonomisch Bergewaltigen.

Die Maschine wird aufgestellt und die Arbeiter haben das Nachsehen.

Und von Amerika aus dürfte die neue Segetzmaschine gar bald die alte Welt erobern, so daß es schließlich nicht allzu genau ist, wenn wir sagen: Der jetzige, große, allgemeine, deutsche Typographenstreik ist der letzte seiner Art.

— Ueber **Gährung bei den Apothekergehilfen** finden wir in der „Volkzeitung“ folgende Notiz:

Die Nachricht von dem beabsichtigten Arbeitsausstand der Apothekergehilfen in Kopenhagen hat in diesem pharmazeutischen Kreise großes Aufsehen erregt. Die Beihier sehen das Gespenst einer Arbeitslosigkeit von Seiten ihres Personals näher gerückt, und die Gehilfen schöpfen in dem tapferen Vorgehen ihrer dänischen Standesgenossen Mut für den Kampf, welchen sie schon seit Jahren kämpfen, um sich eine ihrer Vorbildung und ihrer angelegentlichsten Thätigkeit entsprechende Stellung zu verschaffen. Die Verhältnisse der Apothekergehilfen sind, namentlich in der Provinz, geradezu bedauerndswürdig. Tag und Nacht müssen sie auf dem Posten sein; nur eine geringe Anzahl freier Stunden giebt ihnen Zeit, sich zu erholen, und dafür erhalten sie eine Bezahlung, die in keinem Verhältnis steht zu der schweren Verantwortlichkeit, die auf ihren Schultern lastet. Die heutigen auf einer schwindelnden Höhe sich bewegenden Preise der Apotheken gestatten es nur dem reichen Fachgenossen, sich ein eigenes Geschäft zu erwerben; der weitaus größte Theil der Pharmazeuten ist gezwungen, Jahrzehnte lang das herbe Joch eines Gehilfen zu tragen. Die bis jetzt von Seiten der deutschen Apothekergehilfen gestellten Forderungen auf Erhöhung des Gehaltes und Verkürzung der Arbeitszeit bewegten sich in bescheidenen Grenzen und doch fanden sie den stärksten Widerspruch von Seiten der Besitzer. Es steht zu erwarten, daß die vom Norden kommende Anregung einen mächtigen Widerhall unter den deutschen Apothekergehilfen erweckt, daß auch sie sich darauf besinnen, daß sie nur von sich selbst eine Besserung ihrer Lage erwarten können.

Das „gebildete Proletariat“, zu dem auch die Apothekergehilfen gehören, lebt durchgängig in viel elenderen Verhältnissen, wie die wirklichen Arbeiter. Die Leute können noch nicht einmal daran denken, sich zu verheirathen. Während im Leben des Arbeiters ein Theil vorhanden sein muß, welcher die Reproduktion der Klasse ermöglicht, ist das bei diesen Leuten nicht möglich, da sie nicht durch Zuwachs aus ihrer Klasse ergänzt werden, sondern aus den kleinstädtischen Kreisen.

Trotzdem ist es außerordentlich schwer, daß diese Leute zum Klassenbewußtsein kommen, eben wegen des Zusammenhangs mit dem Kleinbürgerthum. Ist das jetzt doch der Fall, so haben wir einen neuen Beweis dafür, daß alles, alles zu wanken beginnt, was die bestehende Ordnung stützt.

— Aus Frankreich kommt die Nachricht, daß **Lafargue** gewählt ist. Das Volk hat damit seinen Protest gegen die schamlose Bourgeoischicht erklärt und die Leute gerichtet, welche Lafargue und Celine verurtheilt, weil der Minister in Jourmies ein Blutbad angerichtet hatte.

— Ein großartiger Spektakel wird jetzt um die **vertrachtete russische Anleihe** aufgeführt. Der französische Korrespondent der „Voss. Ztg.“ schreibt darüber:

Die russischen Papiere gehen täglich mehr zurück. Die Goldanleihen sind von 99 oder 100 auf 92 bis 93 gewichen, die neue dreiprozentige Anleihe, die zu 79% pSt. ausgegeben und vorübergehend mit 1 1/2% pSt. Aufgeld, also 81% pSt. bezahlt wurde, war heute um 75% pSt. erhältlich, die Orient-Anleihe, die den hiesigen Käufern zu den Kurzen von 84 bis 88 aufgeschwagt wurde, steht jetzt 61, die französischen Besitzer erleiden also an ihren russischen Papieren gegen die höchsten Preise Verluste, die sich wahrscheinlich schon auf 200 Millionen oder noch mehr belaufen und offenbar erst einen Anfang darstellen. Darüber gerathen die Chaubardistenblätter in heftige Wuth. Daß sich der Preissturz aus sehr natürlichen Gründen erklärt, nämlich aus der Mangelhaften wirtschaftlichen Lage Rußlands, verschweigen sie ihren Lesern sorgfältig. Nach ihnen kann er nur die Folge einer finstern Verschwörung, das Werk der „schwarzen Bande“ sein, unterführt von Rothschild.

Das hat die hiesige Presse durch ihre schöne daterländische Wachsamkeit herausbekommen, und sie flagt Rothschild und die „schwarze Bande“ im Angesichte der Welt wegen ihrer Missethaten an. Der Abgeordnete Dreyfus wollte den Finanzminister wegen des Rückgangs der Russenpreise und des Verbrechens der „jüdischen Bank von Berlin“ zur Verantwortung ziehen, Herr Rouvier lehnte es jedoch ab, sich durch eine Antwort auf eine so blödsinnige Anfrage unsäuerlich lächerlich zu machen. Der Botschafter von Rußland, der große Triumphtor des Augenblicks, Baron Rohrenheim, hat sich die Kinderstube-Geschichte der Zeitungen angeeignet und bei seiner Regierung, ja sogar bei Herrn Ribot, über die Schlichtigkeit der „schwarzen Bande“ und des Hauses Rothschild Klage geführt, und Herr Ribot konnte dem Botschafter die Gemüthung nicht versagen, die Beschwerde an seinen Kollegen Rouvier weiter zu geben, der mit Baron Alfonso v. Rothschild eine Unterredung hatte, in der er erfuhr, daß das hiesige Haus Rothschild seit Wochen weder Rubel noch russische Anleihen verkauft habe, also am Preissturz ganzlich und theilhaftig sei. Ja, Rothschild habe sogar ein sehr großes Interesse am hohen Stand der Russen und sei deshalb an einem Konsortium theilhaftig gewesen, welches russische Papiere aufkaufe, um die Kurse steigen zu lassen. Als er jedoch gemerkt habe, daß die russische Regierung selbst verkaufe und dadurch die Kurse drücke, habe er sich zurückgezogen. Danach muß es sehr schlecht mit Rußland stehen.

Die Presse ist aber mit diesem selbst in so bescheidenen Ausdehnung schon sehr auffälligen Eingreifen der Regierung nicht zufrieden und möchte eine kräftigere Dazwischenkunft. Sie bedroht auf eigene Faust die französischen Juden mit Noth und Strafe, wenn sie die Russen-Kurse nicht halten, und zwar thut dies nicht etwa ein reaktionäres Antisemitenblatt, sondern die radikale „Justice“, die sich rühmt, auf dem Standpunkte der „Erklärung der Menschenrechte“ zu stehen. Die „Patrioten“ erklären den Juden zu: „Russenkaufse oder — der Tod!“ Das ist die linke niedere-Redart des Rufes „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder der Tod“, der vor hundert Jahren die Gesinnungen der französischen Freiheitshelden kennzeichnete.

Die Entwicklung der sozialen Gegensätze und das Verhältniß zwischen Bourgeoisie und Proletariat.

In dem Manifest des Vereins unabhängiger Sozialisten befindet sich die Bemerkung, daß bei der fortschreitenden Zuspitzung der sozialen Gegensätze die „positive Mitarbeit“ immer unmöglicher werde.

Ueber die „positive Mitarbeit“ geben wir uns durchaus keine Illusionen hin, und versprechen uns von ihr, wie die Verhältnisse gegenwärtig bei uns liegen, außer dem agitatorischen gar keinen Erfolg. Allein es würde falsch sein, wenn man das verallgemeinern wollte und ein Axiom, wie das obige aufstellen. Man muß immer festhalten, daß bei aller Rehnlichkeit der Entwicklung die einzelnen Länder im Großen, doch im Einzelnen tiefgreifende Unterschiede vorhanden sind, und es läßt sich sehr wohl denken, daß gerade das Umgekehrte dieses Axioms unter andern Verhältnissen eintreten kann. Derartige allgemeine Behauptungen sind äußerst gefährlich; sie machen blind den tatsächlichen Verhältnissen gegenüber und ziehen den Menschen in den bodenlosen Sumpf des Doktrinarismus hinein.

Es ist schon sehr gefährlich, immer so einfach mit den Worten „Bourgeoisie“ und „Proletariat“ zu manipulieren, wie etwa die Mathematik mit x und y. x und y ist immer x und y, denn das sind reine Abstraktionen. „Bourgeoisie“ und „Proletariat“ aber sind sehr konkrete Erscheinungen, sie sind hier so und dort so, sehen heute so aus und morgen so. Damit läßt sich also nicht leicht umspringen, wie mit einer mathematischen Formel. In der Mathematik setzt man sich vor seinen Tisch und rechnet, in der Wirklichkeit liest man Zeitungen und Bücher und beobachtet.

Der ökonomische Prozeß, rein abstrakt betrachtet, geht so vor sich, daß das Kapital in immer weniger Hände kommt und die Armee des Proletariats anschwillt, während die mittlere Gesellschaftsschicht verschwindet.

Nun kommen aber in der Praxis tausend Möglichkeiten:

Durch die Konzentration des Kapitals nimmt die Macht des Kapitalisten ungeheuer zu, denn sie wird jetzt einheitlich gehandhabt, während früher die vielen Köpfe viele Sinne hatten.

Aber da die Masse, auf die sich die Macht stützt, mit der zunehmenden Proletarisierung immer weniger Interesse an ihrer Erhaltung hat, so werden die Kapitalisten auf der andern Seite schwächer.

Die Kapitalistenklasse kommt dem entgegen, indem sie die Machtmittel des Staates stärkt. Polizei, Verwaltung, Gerichte, Heer u.

Oder sie kommt ihm entgegen, indem sie die Arbeiterklasse durch kleine Konzessionen in Zufriedenheit zu halten sucht.

Die Arbeiter werden durch den zunehmenden Druck revolutionirt.

Oder sie versinken in Stumpfheit und Elend.

Diese Möglichkeiten kann man nun verschieden kombinieren, und man wird die überraschendsten Lösungen des sozialen Problems erlangen; je nachdem der eine oder andere Posten nuancirt wird, ändert sich die ganze Lösung wieder, und so fort. Etwa:

Die Bourgeoisie denkt nur an die ökonomische Entwicklung und sieht eines Tages wehrlos dem Proletariat gegenüber, das ihr die Herrschaft einfach aus der Hand nimmt.

Oder die Bourgeoisie richtet sich die verbundenen staatlichen Mächte so zu, daß sie in dem Kampf ein stattliches Soldnerheer schicken kann. Das kann zu blutigen Zusammenstoßen führen, in denen alles zu Grunde geht; oder das Soldnerheer kann zum Proletariat übergehen; oder das Proletariat kann siegen; oder die Soldtruppen siegen und bleiben in ihrer Stellung oder etabliren ein Prätorianertum.

Oder die Bourgeoisie macht in Sozialreform und Staatssozialismus; korrumpirt dadurch die Arbeiter; oder das gelingt ihr nicht, und die Arbeiter werden durch die Erleichterungen nur gestärkt.

Und so weiter, und so weiter. Die ganze Zeitung kann mit den Kombinationen angefüllt werden.

Will man also da Etwas wissen, so darf man nicht mit den zwei lahlen Begriffen „Bourgeoisie“ und „Proletariat“ operiren, sondern man muß diese Bourgeoisie und dieses Proletariat untersuchen, die geschichtlichen Details, die genauen gegenwärtigen Verhältnisse u. s. w. studiren.

Zunächst haben wir in Deutschland überhaupt keinen rein entwickelten Bourgeoisstaat. Wir haben eine Bourgeoisie und neben ihr eine Staatsmacht, welche zwar der Bourgeoisie im Allgemeinen zu Diensten ist, aber doch noch eine sehr selbstständige Bedeutung beanspruchen kann. Die dunkle Idee vom „sozialen Königthum“, so unsinnig sie ist, hätte überhaupt ohne das nicht aufgenommen können. In England war sie unmöglich.

Diese selbstständige Staatsmacht kann nun sehr ins Gewicht fallen. Man erinnere sich, wie die preussische Regierung mit ihrer Bourgeoisie fertig geworden ist.

Allerdings hat sie bis jetzt außer einigen lahmen Versuchen nichts zu Stande gebracht. Unter Bismarck hat sie sich in die Rolle als „Kommiss der Bourgeoisie“ hineingefunden, und beim „neuen Kurs“ ist da keine Veränderung eingetreten. Aber die gegenwärtigen Verhältnisse sind unhaltbar, es muß eine Wendung in der Politik erfolgen; und es erscheint durchaus nicht ausge-

Produktion in 1889 im Ganzen auf 14 518 041 „Pong“ Tons im Gesamtwerthe von 83 351 978 Dollars belief, eine Zunahme in der Produktion um 7 397 679 Tons oder 10 889 pCt. und im Werthe um 10 195 021 Dollars oder 44,08 pCt. gegen die Produktion in 1880. Der durchschnittliche Werth per „Pong“ Tons Erz am Produktionsorte ist von 3,25 Dollars in 1880 auf 2,30 Dollars in 1889 gefallen.

Run, Malibus, derartige drei Notizen widerlegen den ganzen Ueberdöckerungsinn. Eine neue Erfindung, welche ungemein kraftsparend wirkt, vielleicht 25 pCt. oder noch mehr; die Verdoppelung der Produktion eines Hauptartikels — wer kann da leugnen, daß die menschliche Arbeit immer produktiver wird, und daß ihre Produktivität schneller steigt als die Volksvermehrung, daß also, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, trotz denbar raschster Vermehrung die Menschen doch immer besser situiert sein müßten!

— Erzeugung von Elektrizität aus Kohle. Eine neue Entdeckung Edison's, auf die er in Amerika das Patent erhielt, scheint so gewaltiger Natur, daß ihre Umsetzung

in die Praxis eine vollständige Umwälzung auf dem gesammten Gebiete der Industrie und des Maschinenbaues herbeiführen wird. Es handelt sich, nach einem Berichte des Patent- und technischen Büreaus von Richard Liders in Görlich, in den sieben Patentansprüchen, die von Edison gestellt und ihm gewährt wurden, in kurzen Worten um nichts mehr und nichts weniger als um die direkte Erzeugung von Elektrizität aus Kohle, während die elektrischen Kräfte bis jetzt auf dem umständlichen Wege der Dampferzeugung durch „Verbrennung der Kohle“ und des Betriebes von Dynamos durch die Dampfmaschine gewonnen werden mußten, wobei ein hoher Prozentsatz Kraft vergeudet wurde. Der Sulfus dieser sieben Patentansprüche besteht darin, daß Kohle oder ein kohlenstoffhaltiger Körper in hoher Temperatur der Einwirkung eines Stoffes ausgesetzt wird, mit dem er sich dabei verbinden kann, während das positive Element, das mit dem genannten in Kontakt gebracht wird, von dem gedachten Stoff in feinerlei Weise beeinflusst werden darf. Dadurch soll bei genügend hoher Temperatur ein mächtiger Strom erzeugt werden. Der auf den Kohlenkörper einwirkende Stoff ist von Edison als Sauerstoff angegeben,

während die Natur des positiven Elementes nicht näher bezeichnet ist. Berücksichtigt man nun, daß Edison alle seine Patente, denen er seine Weltberühmtheit verdankt, erst dann herausgenommen hat, wenn er auch der praktischen Erfolge sicher war, so ist eine neue Revolution in der Kraftzeugung angebahnt.

Briefkasten der Expedition.

F. L. Payerbach, Oesterreich. Betrag Oktober—Dezember erhalten.
W. W., Landshut (Schlesien.) Betrag November erhalten.
G. Geseck, Henkirch (Ostpreußen.) Ihr Schreiben erhalten. Besten Dank für Ihre Bemühungen; sollten Sie Agitationsnummern gebrauchen, so bitten wir um Beiseid, dieselben werden Ihnen franco zugesandt.
W. H. N., Mastricht (Niederlande.) Abonnementsbetrag reicht für Oktober, November, Dezember.
A. Freund, Breslau und M. Sandt, Düsseldorf. Wir eruchen um umgehende Einsendung des Abonnementsbetrages

Achtung! Große Achtung! Mitglieder-Versammlung

des sozialdemokratischen Wahlvereins im vierten Berliner Reichstags-Wahlkreis

am Donnerstag, den 26. November 1891, Abends 8 1/2 Uhr, in Mohrmann's Salon, Große Frankfurterstraße 117.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag.
2. Diskussion.
3. Wahl des 1. Vorsitzenden und 2. Schriftführers.
4. Verschiedenes.

Die Mitglieder werden erucht, zahlreich in dieser Versammlung zu erscheinen. — Neue Mitglieder werden aufgenommen. — Ferner werden diejenigen Genossen, die mit ihren Beiträgen im Rückstande sind, gebeten, selbige so bald wie möglich in den bekannten Zahlstellen zu begleichen. Der Vorstand.

Meerschamm-, Bernstein- und Elfenbein-Waaren.

Spezialität: Portraits bewährter sozialistischer Führer (Cassale, Marx u. A.), in Cigarrenspitzen, Pfeifenköpfen, Schlipshadeln, Mandelknechtspitzen, Stöcken und Brochen, Büsten. en gros. en detail.
B. Günzel, Brunnenstraße 157, am Rosenthaler Thor.

Adolph Kehr.

Genossen empfehle mein Gutgeschäft. Arbeit nur mit Fabrikanten, welche sich der Kontrollmarken deutscher Gutmacher angenommen haben. Köpenickerstraße 126.

Die Kunststickerei, Bilderhandlung und Bildereinarahmung von Fröhlich & Richter

65, Grüner Weg Berlin O., Grüner Weg 65, empfiehlt sich den Genossen und Vereinen zur Lieferung von Saaldekorationen, Kolossalbüsten (63 cm) 8 Mk., Bilder in sozialdemokratischen Genres zu Verloosungen etc. — Spezialität: Sozialdemokratische Hintersprüche in bester Ausführung (eigenes Fabrikat). — Anfertigung von Bannern, Fahnen etc.

Weiß- u. Bairischbier-Lokal.

Russische Unterhaltung. Vereinszimmer steht zur Verfügung.
C. Baier, Dionskirchplatz 1 (Keller.)

Allen Freunden und Genossen zur Nachricht, daß ich
Kottbusser Damm 2-3 ein

Weiß- und Bairischbier-Lokal

eröffnet habe. Zimmer mit Piano steht zur Verfügung.
Richard Niemetschek.

Allen Parteigenossen empfehle mein neu eingerichtetes

Weiß- und Bairischbier-Lokal. Ferd. Hoffmann Waldemarstr. 61.

Der Arbeits-Nachweis

Fachvereins der Musik-Instrumenten-Arbeiter

befindet sich Mannstraße 78 im Restaurant Rohr. Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr und Sonntags Vormittags von 10-11 1/2 Uhr, sowohl an Mitglieder, wie auch an Nichtmitglieder unentgeltlich statt. — Die Bibliothek ist geöffnet jeden Mittwoch Abend von 8-9 1/2 Uhr und Sonntags Vormittags von 9-11 1/2 Uhr.

Hut-Fabrik

1. Geschäft: Glückerstraße 11,
2. Geschäft: Dresdenerstraße 123 (zwischen Oranienplatz und Kottbusser Thor).

Wilhelm Böhm.

Sämtliche Hüte mit Kontrollmarken. Gr. Lager in Schirmen und Filzhüten.

Fachverein der Tapezierer Berlins und Umgegend.

Versammlung

am Montag, 23. November, Abds. 8 1/2 Uhr, bei Feuerstein, Alte Jakobstraße 75.

- Tages-Ordnung:
1. Vortrag.
 2. Diskussion.
 3. Vereinsangelegenheiten und Verschiedenes.
- Gäste haben Zutritt. Sämtliche Mitglieder sind hiermit eingeladen.
Der Vorstand.

Gratweil'sche Bierhallen

77-79. Kommandantenstrasse 77-79. Heute! sowie täglich:

Auftreten der Hamburger Gaudebrüder

Konzert- und Koupletsänger. Anfang Wochentags 7 1/2 Uhr, Sonntags 6 Uhr. Entree: Wochentags 10 Pf., Sonntags 25 Pf.

Empfehle meinen berühmten Mittagstisch à la Duval. 3 Regelbahnen, 6 Billards, 2 Säle.

Empfehle den Parteigenossen meine Cigarren eigener Fabrik

aus rein amerik. Tabak, 25 Cigarr. 1 Mk.

Tabak und Cigaretten.

Julius Ulbrich, Skalitzerstraße 41, nahe Luisenpark.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.

von J. Meyer

Berlin SO., Wienerstraße 1, (in der Ecke bei der Mantuffelstraße).

Bekannte Preise. Auch Versandt. Pünktlich und gut.

Bernspracher, Amt IX, 9482.

Berliner Arbeiterbibliothek.

Sammlung sozialpolitischer Flugschriften.

Herausgegeben von Max Schippel.

Soeben erschien Heft 3 der III. Serie:

Die deutsche Zucker-Industrie und ihre Subventionen. Ein Beitrag zur Land-Agitation.

Von Max Schippel.

32 Seiten. Preis 15 Pfg.

- I. Serie komplet (12 Hefte)
- II. Seriekomplet (14 Hefte)

Preis 1,— Mark. Preis 1,65 Mark.

Alle Bestellungen, Geldsendungen und eingeschriebenen Briefe adressire man: Herrn G. Link, Expedition der Berliner Arbeiter-Bibliothek, Berlin SO. 26, Elisabeth-Ufer 55.

Wiederverkäufer hohen Rabatt.

Bei der überall beginnenden Einrichtung der Gewerbegerichte seitens der Gemeinden empfehlen wir den Genossen:

II. Serie, Heft 4: Max Schippel, „Die deutschen Arbeiter und das Gewerbegerichts-gesetz.“

36 Seiten. Preis 15 Pfg.

Zu beziehen durch alle Kolporteurs, die Expedition des „Vorwärts“, sowie die Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“, Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Kolporteurs hohen Rabatt.

Den Parteigenossen empfehlen wir zur Anschaffung unsere

Neue Gesamt-Ausgabe:

Ferd. Cassalle's Reden und Schriften

in 40—50 Heften à 3 Bogen zum Preise von 20 Pfg. pro Heft.

Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes der sozialdemokratischen Partei Deutschlands von Eduard Bernstein, London.

Verlag des „Vorwärts“ Berliner Volksblatt in Berlin SW.

Jede Uhr

zu reparieren und reinigen kostet bei mir unter Garantie des Gutgehens nur 1 Mk. 50 Pfg., außer Bruch, kleine Reparaturen billiger. Neue Feder einsetzen 1 Mk. Empfehle silb. Zylinder-Uhren von 6, 7 u. 8 Mk., silb. Remontoir-Uhren von 13, 14 u. 15 Mk., gold. Damen-Uhren von 18 Mk. an, Regulatoren von 10 Mk. an. Gr. Lag. v. Nickel, Palm- u. Gold-Double-Ketten.

R. Kionka, Oranienstrasse 35, bei der Adalbertstraße.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

Cigarren u. Tabake.

Dieselbst Zahlstelle des Metallarbeiter-Vereins und der Würtler-Hilfskasse. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein
Kottbusser Damm 14, früher Ritterstr. 15.

Noch billige

Käsepreise.

Holl. Holländer Käse à Centner 26.—
Holl. Limburger Käse à Centner 25.—
Holl. Gdamer Käse à Centner 32.—
ab hier gegen Nachnahme empfängt
Julius Werner, Krammstr. 16.
10 Pfund-Preise: 3.60 und 3.50 und 4.20.

„Neue Zeit“

Wochenschrift, herausgeb. von Karl Kautsky. Soeben erschien Heft 8. Preis pro Heft 20 Pfennig.

Zu beziehen durch die Verlags-Buchhandlung von J. S. W. Dietz, Stuttgart, sowie durch die Expedition des „Vorwärts“ und alle Kolporteurs.

„Lichtstrahlen“

Unterhaltungsblatt und literarischer Wegweiser für das Volk.

Soeben erschien Heft 4. Preis 25 Pf.

Zu beziehen durch die Verlags-Buchhandlung **O. Harnisch, Berlin SW., Neuenburgerstraße 30.**

Schmerzloses Zahnziehen, Zahnschmerz beseitigen, Plombieren, Einsetzen künstlicher Zähne auch Teilzahlung!

F. Mangelsdorf, Rosenthalerstraße 18.

Herren- u. Knaben-Garderobe, Arbeitsjachen, Bestellungen nach Maß, empfiehlt wie bekannt in reellster Ausführung und allerbilligsten Preisen

J. BAER, Berlin N., Gesundbrunnen, Badstr. 18, Ecke der Stettinerstrasse.

Ich habe keine Filialen und stehe mit ähnlich lautenden Firmen in keinerlei Beziehung. Bitte daher genau auf Firma zu achten.

Biedermeier.

Schau, dort spaziert Herr Biedermeier,
Und seine Frau, den Sohn am Arm;
Sein Tritt ist leicht wie auf Eier,
Sein Wahrspruch: Weder kalt noch warm.
Das ist ein Bürger, hochgeachtet,
Der geistlich spricht und weltlich tractet;
Er wohnt in einem schönen Haus
Und — leiht sein Geld auf Wucher aus.

Gemüthigt stimmt er bei den Wahlen,
Denn er mißbilligt allen Streit;
Obwohl kein Freund vom Steuerzahlen,
Berecht er sehr die Obrigkeit.
Auf's Rathhaus und vor Amt gerufen,
Zieht er den Hut schon auf den Stufen;
Dann aber geht er stolz nach Haus
Und — leiht sein Geld auf Wucher aus.

Am Sonntag in der Kirche fehlen,
Das wäre gegen Christenpflicht;
Da holt er Lobling seiner Seelen —
Und schlummert, wenn der Pfarrer spricht.
Das fährt ihn lieblich bis zum Segen,
Den nimmt der Wacker fromm entgegen;
Dann geht er ganz erbaut nach Haus
Und — leiht sein Geld auf Wucher aus.

Ah! Wandrer, die nach Westen streben!
Wie rühret ihre Noth sein Herz;
Wohl sieht er sammeln, doch zu geben,
Bergt er ganz in seinem Schmerz.
„Ihr Schicksal ruht in Gottes Händen!“
Spricht er — dann geht er auszuspänden,
Nimmt seinem Schuldner Hof und Haus
Und — leiht sein Geld auf Wucher aus.

Den ein'gen hoffnungsvollen Sprossen,
Denn mehr, das wäre Ueberfluß —
Den hält er löstlich verschlossen:
Die Sünde stammt ja vom Genuß.
Die Mutter fährt ihr Mädchen fittig
Wie eine Henne unterm Fittig;
Sie sorgt für strenge Jucht im Haus
Und — leiht ihr Geld auf Wucher aus.

O edles Haus! o feine Sitten!
Wo jedes Gift im Keim erstickt;
Wo nur gepflegt wird und gelitten,
Was gern sich duckt und wohl sich schickt.
O wahre Bildung ohne Spigen!
Nur der Besitz kann dich besigen —
Anstand muß sein in Staat und Haus
Sonst — geht dem Geld der Wucher aus.

Ludwig Pfau.

Was sollen wir also thun!

Von Graf Leo Tolstoi. Deutsch von August Scholz.
XIX.

Ich sehe, daß das Geld die Ursache der Leiden und der sittlichen Verderbnis der Menschen ist, und daß, wenn ich den Menschen helfen will, ich vor allem jene Leiden, denen ich abhelfen will, nicht erst selbst hervorrufen darf. Ich kam zu dem Schlusse, daß derjenige, welcher die Verderbnis und die Leiden der Menschen verabscheut, kein Geld gebrauchen darf, indem er in Gestalt des Geldes einen Wechsel auf die Ausbeutung der Armen ausgiebt und diese zwingt, für ihn zu arbeiten, und daß, um nicht die Arbeit Anderer auszubeuten, er so wenig als möglich von Andern verlangen und so viel als möglich selbst arbeiten muß. Ich kam auf einem langen Wege zu diesem unvermeidlichen Schlusse, den bereits vor tausend Jahren die Chinesen in einem Sprichwort ausgedrückt haben: Wenn es einen einzigen Menschen giebt, welcher mäßig geht, so giebt es sicherlich einen zweiten, welcher Hungers stirbt.

Was also sollen wir thun? Die Antwort auf diese selbe Frage hat vor fast zweitausend Jahren Johannes der Täufer gegeben. Als das Volk ihn fragte: „Was sollen wir thun?“ antwortete er: „Wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat, und wer Speise hat, thue auch also.“ Was heißt das nun — einen Rock von zweien und die Hälfte der Speise hingeben? Das heißt: den Andern alles hingeben, was man an überflüssigen Dingen besitzt, und in Zukunft den Menschen nichts mehr wegnehmen, was man nicht braucht.

Dieses Verfahren, das dem sittlichen Gefühl des Menschen eine vollkommene Befriedigung gewährt, lag mir so nahe und liegt uns allen so nahe, und dennoch sehen wir es nicht, sondern suchen immer daneben.

Es kommt mir ganz so vor, als ob ich eine Person auf der Bühne sähe, die längst aufgetreten und von allen Zuschauern bemerkt worden ist, und die auch die übrigen Schauspieler sehen müssen, nur daß der Gang der Handlung es vorschreibt, daß die übrigen Personen sich so stellen, als ob sie die bereits anwesende Person nicht sähen und infolge ihrer Abwesenheit leiden. So suchen auch wir bei unseren Bemühungen, uns von unseren gesellschaftlichen Krankheiten zu kuriren, nach allen Richtungen: wir gefallen uns in allerhand gesellschaftlichem und ungesellschaftlichem, in wissenschaftlichem und philanthropischem Aberglauben und sehen dasjenige nicht, was uns zunächst liegt.

Wir verrichten unsere Nothdurft in unseren Zimmern und verlangen, daß die Andern die hierzu nothwendigen

Gefäße hinaustragen; dabei stellen wir uns so, als ob wir sie deshalb gar sehr bemitleiden, und sinnend auf allerhand Mittelchen, um ihnen ihre Arbeit zu erleichtern — nur das einfachste Mittel fällt uns nicht ein: selbst die Gefäße hinauszutragen, wenn die Sache im Zimmer abgemacht werden soll, oder hinter die Scheune zu gehen.

Für denjenigen, welcher beim Anblick der menschlichen Leiden, die ihn rings umgeben, wahrhaft mitleidet, besteht das einzige, einfachste und leichteste Mittel, diese Leiden zu beseitigen und seinem eigenen Leben eine wahrhaft sittliche Grundlage zu geben, darin, daß er die von Christus bekräftigten Worte des Täufers befolgt: nicht mehr als einen Rock zu besitzen und kein Geld zu haben. Denn kein Geld haben heißt so viel, als die Arbeiten Anderer nicht für sich benutzen, und daher vor allem mit den eigenen Händen alles verrichten, was zu verrichten ist.

Die Sache ist so einfach und klar. Aber sie ist es nur dann, wenn die Bedürfnisse einfach sind. Ich lebe auf dem Dorfe, liege auf dem Ofen und zwingen meinen Nachbar, der mir Geld schuldet, für mich Holz zu spalten und meinen Ofen zu heizen. Es liegt auf der Hand, daß ich durch mein Faulenzen den Nachbar von der Verrichtung seiner eigenen Geschäfte abziehe. Aber das Faulenzen wird mir langweilig, und der Zwang, den ich auf den Nachbar ausübe, bedrückt mein Gewissen — nun, so gehe ich denn und zerspalt mir selbst mein Holz.

Aber das Uebel der Sklaverei in ihren mannigfachen Formen ist so alt, und so viele künstliche Bedürfnisse sind bei den Sklavenhaltern im Laufe der Zeiten entstanden, so kompliziert und verflochten sind die Interessen der Menschen auf dieser Grundlage der Sklaverei geworden, so verweichlicht und sittlich entnervt ist seit vielen Generationen diese bedürfnisreiche Gesellschaft, so raffiniert und abwechslungsreich hat dieselbe ihr Genußleben gestaltet und so viele Rechtfertigungsgründe hat sie für ihr üppiges und träges Leben eronnen, daß ein Mensch, der oben auf der Leiter dieser Müßiggänger steht, keineswegs so leicht zur Erkenntnis seiner Schuld zu gelangen vermag, wie der Bauer, der seinen Nachbar zwingt, ihm den Ofen zu heizen.

Für die Leute, welche auf der obersten Staffel jener Leiter stehen, ist es in der That entsetzlich schwer, das zu begreifen, was von ihnen verlangt wird. Ihnen schwindelt der Kopf auf der Höhe dieser Lügenleiter, auf welcher sie stehen, wenn man ihnen jenen Platz auf der Erde zeigt, zu welchem sie hinabsteigen müßten, wenn sie, ich will nicht sagen, ein gutes, aber doch wenigstens ein menschliches, die Andern nicht bedrückendes Leben führen sollen. Das ist der Grund, weshalb jene einfache, durchsichtige Wahrheit diesen Menschen so sonderbar erscheint.

Einem Menschen, der zehn Leute zur Bedienung braucht, der Vivreen, Kutscher, Köche, Gemälde, Klaviere besitzt, wird es ohne Zweifel sonderbar und sogar lächerlich erscheinen, was doch für jeden, ich will nicht sagen guten, aber doch unverdorbenen Menschen eine höchst einfache und natürliche Verrichtung ist: sich beispielsweise selbst das Holz zu zerspalteln, mit welchem seine Nahrung bereitet und sein Zimmer geheizt wird, sich selbst die Galoschen oder die Stiefel zu säubern, mit denen er unvorsichtiger Weise in den Schmutz getreten ist, sich selbst das Wasser zu holen, mit dem er sich wäscht und, nachdem er sich gewaschen, es wieder hinauszutragen.

Außer dieser weiten Entfernung von der Wahrheit giebt es jedoch noch eine zweite Ursache, welche die Leute hindert einzusehen, daß sie zu jenen allereinfachsten und natürlichsten Verrichtungen verpflichtet sind, nämlich die durch das Geldregiment vielfach miteinander durchgeflochtenen und verwickelten Behältnisse jenes Genußlebens, welches die Reichen führen. „Mein üppiges Leben giebt den Leuten Nahrung, wohin wird mein alter Kammerdiener sich wenden, wenn ich ihn entlasse? Wie? Wir sollten alles selbst thun, sogar die Kleider reinigen und Holz spalten? Wo bleibt dann eigentlich die Arbeitstheilung?“

Heut früh ging ich durch den Korridor, in welchem gerade die Ofen geheizt wurden. Der Hausdiener heizte den Ofen, welcher das Zimmer meines Sohnes erwärmt. Ich betrat das Zimmer und fand meinen Sohn noch schlafend im Bette. Es war bereits elf Uhr Morgens. Er hatte eine Ausrade: es war Feiertag, und seine Lektionen waren ausgefallen.

Der schmutze, achtzehnjährige junge Mann, dem bereits der Bart sproßt, hat sich Abends tüchtig satt gegessen und schläft nun bis elf Uhr. Der in gleichem Alter befindliche Hausdiener ist frühzeitig aufgestanden, hat eine ganze Menge anderer Arbeit verrichtet und heizt nun bereits den zehnten Ofen. Mein Sohn aber schläft. Wenn der Hausdiener ihm doch wenigstens nicht den Ofen heizen wollte, um diesen glatten, trägen Körper noch obendrein zu wärmen! dachte ich bei mir. Sogleich jedoch erinnerte ich mich, daß derselbe Ofen auch das Zimmer der Wirthschafterin heizte, einer vierzigjährigen Frau, welche gestern bis drei Uhr Nachts mit dem Souper zu thun hatte, an welchem auch mein Sohn theilgenommen hat, und die gleichwohl schon um sieben aufgestanden ist. Sie kommt vor sonstiger Arbeit nicht dazu, das Heizen

selbst zu besorgen, und so heizt den der Hausdiener statt ihrer, und unter ihrer Firma wärmt sich ein Faulenzer.

Es ist richtig, daß die Interessen aller miteinander verflochten sind, aber auch ohne lange Berechnung giebt das Gewissen eines jeden Antwort auf die Frage, auf wessen Seite die Arbeit, und auf wessen Seite die Trägheit ist. Abgesehen jedoch von dieser Antwort des Gewissens giebt auch jedes Haushaltungsbuch unzweideutige Auskunft: je mehr Geld jemand ausgiebt, desto träger ist er, d. h. desto mehr zwingt er andere, für ihn zu arbeiten; je weniger er ausgiebt, desto mehr muß er selbst arbeiten.

Aber was soll aus Handel und Gewerbe, was aus all den gesellschaftlichen Unternehmungen werden? Und endlich zum Schluß noch ein paar wichtige Worte: die Kultur, die Wissenschaft, die Künste, was sollen die wohl anfangen?

Wenn ich am Leben bleibe, will ich diese Fragen Punkt für Punkt im einzelnen beantworten; vorläufig jedoch will ich als Antwort auf dieselben nur noch das Nachfolgende erzählen.

Eines Tages, im März vorigen Jahres, lehrte ich in Moskau spät Abends nach Hause zurück. Als ich über das Jungfernfeld schritt und eben im Begriffe war, in die Chamownitsheski-Gasse einzulernen, erblickte ich vor mir im Schnee zwei dunkle Gestalten, von denen sich eine auf der Erde zu wälzen schien. Ich hätte nicht weiter darauf geachtet, wenn ich nicht gleichzeitig einen Polizisten erblickt hätte, der im Eingang der Gasse stand und eine jener beiden Gestalten anrief.

„Na, warum bringst Du sie denn nicht, Wassili?“ ließ er sich vernehmen.

„Sie will nicht kommen,“ lautete die Antwort. Gleich darauf näherten sich die beiden dunklen Gestalten dem Polizisten.

Ich blieb stehen und fragte den Polizisten, was die Sache zu bedeuten habe.

„Man hat ein paar Mädels in Rshanows Haus arretirt,“ versetzte er, „und die eine ist zurückgeblieben und will nicht gehen.“

Ein Hausknecht in einem Schapelz führte die Arrestantin oder stieß sie vielmehr vorwärts, indem er hinter ihr herging. Wir alle — der Polizist, der Hausknecht und ich — trugen warme Winterkleider, nur sie allein hatte ein Sommerkleid an und ein leichtes Tuch auf dem Kopfe. Sie war klein von Wuchs, hatte unvernünftigmäßig breite Hüften und kurze Beine und machte ganz den Eindruck einer Mißgeburt.

„Deinetwegen sehn wir nun hier, Du Luder!“ schrie der Polizist sie an. „Willst Du gehen oder nicht? Bart, ich will Dich lehren.“

Er war offenbar müde, und die Geduld ging ihm aus. Sie ging ein paar Schritte und blieb dann wieder stehen.

Der Hausknecht, ein gutmüthiger alter Mann, den ich von früher her kannte, zog sie an der Hand vorwärts.

„Marisch doch, was bleibst Du denn stehen?“ rief er, indem er sich zornig stellte.

Sie begann zu wanken und freischte mit heiferer Stimme auf.

„Daß Dich doch! Stößen wird sie! Vorwärts!“

Sie stand ein Weilchen und ging dann weiter. Ich folgte ihnen.

„Wirst noch erfrieren,“ sagte der Hausknecht zu ihr.

„Unserer erfriert nicht, ich bin feurig,“ entgegnete sie.

Sie wollte scherzen, ihre Worte jedoch klangen wie ein Vorwurf.

An der Laterne, welche in der Nähe unseres Hauses steht, blieb sie wiederum stehen, stützte sich oder legte sich vielmehr auf den Zaun und begann mit ihren frost-erstarren, steifen Händen irgend etwas in ihren Kleidern zu suchen. Ihre Begleiter schrien von neuem auf sie los, sie aber fuhr fort zu suchen und murmelte etwas vor sich hin. Endlich holte sie eine Cigarette und Schwefelhölzer aus ihrer Tasche hervor.

Ich war in einiger Entfernung stehen geblieben — es war mir peinlich, an ihr vorüberzugehen, aber ebenso peinlich war es mir, so nach ihr hinzustarren. Ich sagte endlich einen Entschluß und trat an sie heran. Sie lag mit der Schulter auf dem Zaun auf und schlug mit der offenen Schwefelhölzer gegen den Zaun, so daß die Schwefelhölzer zu Boden fielen. Ich betrachtete ihre Züge; dieselben hatten etwas Fröhliches, Greifenhaftes — ich schätzte sie auf etwa dreißig Jahre. Ihr Teint war schmutzig, ihre kleinen trübigen Augen zeugten von reichlichem Branntweingenuß; die Nase hatte die Form eines Knopses, der Mund war schief, Speichel bedeckte die in den Mundwinkel herabgezogenen Lippen, und ein kurzes Büschel trockener Haare sah unter dem Tuch hervor. Die Taille war lang und flach, die Arme ebenso kurz wie die Beine.

Ich blieb ihr gegenüber stehen. Sie blickte mich an und lachte, als ob sie alle meine Gedanken erräthe.

Ich fühlte, daß ich nicht umhin konnte, sie anzusprechen. Ich wollte ihr zeigen, daß ich sie bedauere.

„Haben Sie noch Eltern?“ fragte ich.

Sie lachte heiser, dann riß sie die Augen weit auf und fixierte mich.

„Haben Sie Eltern?“ wiederholte ich meine Frage. Sie lächelte mit spöttischem Ausdruck, als ob sie sagen wollte: „Was für komische Fragen der Mensch stellt!“

„Eine Mutter hab' ich,“ antwortete sie. „Weshalb fragst Du?“

„Und wie alt sind Sie?“
„Im sechzehnten Jahre,“ sagte sie ohne Bestimmen — offenbar war ihr diese Frage schon oft gestellt worden. „Na, nu vorwärts, marsch, sonst erfriert man hier noch“, fuhr sie der Polizist an.

Sie richtete sich an dem Zaune hoch und schwanke die Gasse hinunter, nach der Polizei zu. Ich aber trat durch die Gartentür in mein Haus und fragte, ob meine Töchter zu Hause wären. Man sagte mir, daß sie irgendwo zum Souper gewesen wären, sich sehr gut amüßert hätten und bereits schliefen.

Am nächsten Morgen wollte ich nach der Polizei gehen, um zu hören, was mit der Unglücklichen geworden. Ich hatte mich bereits früh zum Ausgehen bereit gemacht, als bei mir einer jener Abligen vorsprach, die infolge ihrer Charakterschwäche von dem glatten Wege des ihnen zur Gewohnheit gewordenen Herrenlebens abgeirrt waren und nun abwechselnd sich bald aufrüsteten, bald wieder zu Fall kamen. Ich kannte ihn schon seit drei Jahren. In diesen drei Jahren hatte er bereits zu verschiedenen Malen alles, was er besaß, und was er am Leibe hatte, vertrunken, und auch diesmal befand er sich wieder in einer ähnlichen Lage: er nächtigte in Michanows Haus und brachte die Tage zumeist bei mir zu. Er trat mir in der Hausthür entgegen, und ohne auf das zu hören, was ich ihm sagte, begann er zu erzählen, was in der letzten Nacht bei ihnen in Michanows Haus geschehen war. Mitten in seiner Erzählung hielt er plötzlich ein, brach in Schluchzen aus und lehrte sein Gesicht der Wand zu. Er ist ein alter Mann, der viel vom Leben gesehen hat und nicht leicht von etwas ergriffen wird. Folgendes war der Inhalt seiner Erzählung, die sich, als ich an Ort und Stelle nachforschte, als vollkommen wahrheitsgetreu erwies. Ich habe verschiedene neue Einzelheiten, die ich selbst noch in Erfahrung brachte, hier sogleich mit eingefügt.

Unter den häufig wechselnden, theils männlichen und theils weiblichen Nachtgästen des Quartiers Nummer 32, in welchem sich mein Freund für 5 Kopelen täglich herbergte, befand sich auch eine Wäscherin, eine sanfte, hübsche, jedoch kränkliche Blondine von etw. 30 Jahren. Die Wirthin des Quartiers lebte mit einem Fährmann in wilder Ehe, der im Sommer ein Boot hält und im Winter vom Vermietten des Quartiers seinen Unterhalt bestreitet. Das Lager ohne Kissen kostet 3 Kopelen, das Lager mit Kissen 5 Kopelen. Die Wäscherin lebte bereits seit einigen Monaten in diesem Quartiere, in letzter Zeit jedoch hatte sie sich dadurch unbeliebt gemacht, daß sie hustete und die andern Weiber im Schlafe störte. Eine achtzigjährige, halbverrückte Alte, die gleichfalls ein ständiger Gast dieses Quartiers war, war der Wäscherin ganz besonders feindselig gesinnt und setzte ihr zu, wo sie nur konnte, weil sie die ganze Nacht hindurch „kästere wie ein Schaf.“ Die Wäscherin nahm alles schweigend hin — sie war seit einiger Zeit das Quartiergeld schuldig und fühlte, daß sie im Unrecht war. Sie ging immer seltener und seltener zur Arbeit — die Kräfte reichten nicht hin — und so ward ihre Schuld bei der Wirthin immer größer. In der letzten Woche war sie gar nicht ausgegangen und hatte der Alten, welche gleichfalls zu Hause geblieben war, durch ihren Husten das Leben vergiftet. Vor vier Tagen nun hatte die Wirthin der Wäscherin das Quartier aufgekündigt: sie war bereits sechzig Silberkopelen schuldig, und es war keine Aussicht vorhanden, daß sie dieselben jemals würde bezahlen können. Jeder Pfand war Geld werth, denn die Kopelen wurden gut besucht. Die Weiber aber hörten nicht auf, sich über den ewigen Husten der Wäscherin zu beklagen.

Als die Wirthin der Wäscherin gekündigt hatte, gerieth die Alte ganz außer sich vor Freude und stieß die Wäscherin auf den Hof hinaus. Die letztere ging, nach einer Stunde jedoch lehrte sie wieder zurück, und die Wirthin hatte nicht den Muth, sie nochmals hinauszukerfen. Auch am zweiten und dritten Tage trieb sie sie nicht fort.

„Wo hin soll ich denn gehen?“ hatte die Unglückliche gefragt.

Am dritten Tage jedoch holte der Liebhaber der Wirthin, ein eingeborener Moskauer, der da weiß, was sich gehört und die Ordnung der Dinge kennt, einen Polizisten herbei. Der Polizist erschien, mit Säbel und Pistole bewaffnet, in dem Quartier und führte die Wäscherin, indem er ihr in höflicher Weise irgend etwas klar zu machen suchte, auf die Gasse hinaus.

Es war ein klarer, sonniger, dabei jedoch frostiger Märztag. Kleine Wasserbäche waren hier und da sichtbar, die Hausknechte hatten das Eis auf dem Trottoir auf, und die Schlittendroschken gütten über die glatte Schneedecke hin. Die Wäscherin ging auf der Sonnenseite die Gasse hinauf, erreichte die Kirche und ließ sich, gleichfalls auf der Sonnenseite, auf den Kirchenstufen nieder. Als jedoch die Sonne hinter den Häusern verschwand und die Wasserbäche sich mit einer glitzernden dünnen Eisscheibe bedeckten, begann die Wäscherin ganz unerträglich zu frieren. Sie erhob sich und schleppte sich vorwärts... wohin? Nach Hause, in jenes einzige Haus, das sie in letzter Zeit gekannt, wo sie die letzten Monate zugebracht

hatte. Ab und zu blieb sie stehen, um Athem zu schöpfen. Als sie endlich an das Haus gelangte, war es dunkel geworden. Sie lenkte in den Thorweg ein, glitt aus und fiel mit einem Seufzer zu Boden.

Der Eine und Andere ging vorüber und dachte: „Eine Betrunkene.“ Ein Dritter stolperte über sie und sagte zum Hausknecht: „Was für eine Säuferin liegt denn da im Hausflur? Bringt sie doch weg, ich wäre beinahe über sie gefallen. Den Hals kann man sich noch brechen.“

Der Hausknecht sah nach der Wäscherin — sie war todt. Soweit die Erzählung meines adeligen Freundes.

Die Demokratie in der Schweiz und die Arbeiterbewegung.*)

Von Adam Maurizio.

I.

Klassen, denen in der Entwicklung der Gesellschaft andere neu auftretende die Herrschaft entreißen, schreiben oft in den kritischen Zeiten ihres nahen Unterganges Forderungen auf ihre Fahne, die weder der Lage im erwähnten Moment entsprechen, noch sonstwie aus ihrem Interesse ableitbar erscheinen, vielmehr radikale Ansprüche des gefährlichen Gegners sind, im weitgehenden Sinne des Wortes. Diese Art des Spekulirens, des Entwerfens von Plänen für eine neue Welt gliche einer Verzichtleistung auf die Vortheile, die der betreffenden großen Interessentengruppen ihre gesellschaftliche Stellung verschafft, stände die Herrschaft unbefritten da, wären keine Nebenbuhler vorhanden. Ein solches ideales Streben zeigen nicht nur bestimmte Gesellschaftsklassen mit scharf umgrenzten greifbaren Forderungen, die sie zu verleugnen scheinen, sondern auch Gruppen, die eigenen Bekenntnissen zufolge über den Kämpfen stehen und denen die Marschroute vom Himmel vorgeschrieben ist, Pfaffen aller Bekenntnisse. Jesuiten, die den Königsmord als Gott genehmes Mittel gegen die Uebergriffe des Staates dem Volke empfehlen und Einführung der Volksgesetzgebung anrathen, mögen als Beispiel der letzteren hier eine Stelle finden. Ihnen gehören auch katholische und protestantische Reformparteien an, die den Boden der christlichen persönlichen Mildthätigkeit sammt der Nummernsuppe und heuchlerischen Philantropie als unzweckmäßig aufgeben und Anhänger der Sozialreform werden. Volksbestimmungsrecht statt der unwiderlegbaren kirchlichen Autokratie, Sozialreform an Stelle des protestantischen Morders, eines „Armenwatters“ setzen, heißt die Selbstverleugnung weit treiben. Sie hat ihre Gründe. Jesuiten im Kampfe gegen die Reformation mühten dem autonomen Patriarchat der Städte und der hungernden Landbevölkerung entgegenzukommen; den Protestanten von heute zählt jeder Einmaleinskennner auf, daß eine auf breite Basis gestellte Sozialreform mehr Nutzen stiften kann, als die christliche Philantropie seit Erschaffung der Welt jemals gethan. Das Beste daran ist das offene Geständniß beider, daß die Kirche ohne sozialen Inhalt ihre Existenzberechtigung verloren. Der Opfersinn weiß sich zu legitimiren. Und wenn in diesen Bahnen Vertreter der verschiedenen Religionen und Sekten wandeln, die in Jahrhunderte geübter Anpassungsfähigkeit über den erhöhten Köpfen das unversehrte Dogma hochtragend, wohl immer auf die Seite des Siegers treten, wenige aber klarbestimmte Forderungen revolutionärer Elemente in ihrer ganzen deutungslosen Nothheit zu vertreten wagen, wie müssen sich dann Gesellschaftsklassen verhalten, da hier wirtschaftliche Gründe noch beweiskräftiger, weil unmittelbar mißsprechen? Diese, zuräbblühend auf eine Reihe verwirklichter Ziele, nehmen Abschied von einem Gebäude, dessen Vervollkommnung bis ins Einzelste ihre Existenz ausfüllte. Nun stürzt es zusammen, wird verlassen, und jede Reparatur, in anderen Zeiten unternommen als der Entwurf entstand, richtet es nicht mehr auf. Zeitgenössischen Bedürfnissen kann die Ruine auch restaurirt nicht dienen und zum Spott wird ihr über'm Dach ein Netz von Telegraphendrähten gespannt.

Das Kleinbürgerthum hat in der theoretischen Entwicklung der Demokratie während der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Ueberfälligkeit einer Ruine vorgenommen. Die autonome Gemeinde des Mittelalters — und als Unterlage galt ihr die Produktion für den Selbstbedarf, Waare war nur der überschüssige Theil der Produkte — hatte in den Köpfen der konsequentesten Verfechter der Demokratie Riesengestalt angenommen; das freie Verfügungsrecht der stupiden Genossenschaft erweitert sich zur direkten Gesetzgebung durch das Volk, dessen schließliche Entfaltung die Staatslosigkeit herbeiführen soll. Wahrscheinlicher jedoch, daß die kleinbürgerliche Kühnheit ihre Waffen am zentralisirten Staat zerbricht, ehe sie den vergeßenen Traum ins Leben weckt. Es war ein tödtlicher Haß gegen den Bourgeoisstaat, der die Idee der Uebertragung der Gesetzgebungsarbeit ins Volk gebar. Die Volksgesetzgebung sollte der Macht der Bourgeoisie Trotz bieten, den Staat dezentralisiren. Die schweizerischen Demokraten geben diesem Wunsche die Form: Dezentralisation in der Zentralisation.

In Frankreich und dem fortschrittlichen Deutschland sind die Tendenzen längst überstanden, wenn sie auch im ersteren durch den Boulangismus mit seinem Referendum und Revisionsbegehren für kurze Zeit auf-

leuchten sollten. Nicht so in der Schweiz, wo der Kapitalismus vergebens gegen das Mittelalter kämpft und, statt der Allmend und dem Kleinbetrieb den offenen Vernichtungskrieg zu erklären, mit ihnen paktirt, mannigfaltige Kompromisse eingeht, und sich auf diese Weise günstige Entwicklungsbedingungen schafft. Rußland und die Schweiz sind die einzigen Länder Europas, in denen die Allmend noch einen mächtigen Einfluß auf die Gestaltung des Staates ausübt. Die Naturalwirtschaft ist die treue Stütze der stupiden Despotie, und das Regiment der väterlichen Willkür wird erst mit ihrem Untergang endgültig verschwinden. Die Schweiz weiß aber die ganze Skala gesellschaftlicher Produktionsweisen auf, die „friedlich“ neben einander bestehen und die ihnen am besten zusagende Staatsform in den Kantonseinrichtungen finden: Naturalwirtschaft mit urwüchsigem Gemeineigenthum und ohne solches, Allmend und Großindustrie (Kanton Glarus), Parzellbauerthum verbunden mit Hausindustrie und ohne diese, Kleinbürgerthum aller Art, Manufaktur und kapitalistischer Betrieb. Es fehlt nur der Großgrundbesitz zur Vervollständigung dieser einzigen Sammlung ökonomischer und politischer Varietäten. Aber auch das Vorhandene ist sehenswerth. Wie kleinlich und engherzig die „Staatsideen“ der Kantone, so aneddotenhaft ihre neuere Geschichte. Der Staat und die Produktionsweise stellen hier ein Beisammensein dar, in dem beide ihren Charakter wechseln, ein Mal Parasit, ein anderes Wirth des anderen sind und umgekehrt.

Das Kleinbürgerthum und die immer noch bedeutenden Reste des Gemeineigenthums zeigen das am Anfange erwähnte Verhalten von sozialen Gruppen, die dem Untergange entgegensehen. Dies blieb den bewußten sozialistischen Elementen nicht verborgen und der in Bern erscheinende „Schweizerische Sozialdemokrat“ vertrat vor Kurzem in anderer Form den gleichen Standpunkt. Das Bestreben, eine Kollision der veralteten Zustände mit der revolutionären Bewegung des Jahrhunderts zu schlichten, drängt den Demokraten selbst die Behauptung auf, daß sie vor allem mit dem sozialen Gehalt ihres Programms an die Mitwelt sich richten, klarer gesagt, vom Pump leben, so lange der Kredit bei der Sozialdemokratie währt.

Es ist unmittelbar einleuchtend, daß die Abhängigkeit von unpersönlichem Kapital der früheren Schlafstätte eines Handwerksgehilfen vorzuziehen ist. Lockerung des Familienbandes, der Fesseln, die dem Individuum irgend eine sich selbst genügende Bruderschaft schmiedete, begrüßt der Arbeiter als Zeichen des künftigen Sieges des Proletariats. Das Ideal des Kleinbürgers, auf einem paar Meter breiten Streifen schon beisammen lagern, dort geboren werden, den Boden zeitlichen Danges, und endlich mit der an die künftige Generation gerichteten Mahnung, Gleiches zu thun, zu sterben — hat für uns alle Poesie verloren.

Aus dem Staat vor der Bourgeoisrevolution, dem die Entscheidung über Krieg und Frieden zufiel, und der wenn es hochging, den Unterhalt der Straßen beaufsichtigte, alles Andere den verschiedenen Korporationen überließ, entwickelte sich der moderne, der Ausdruck des Kapitalisteninteresses. Zum Schutze des Eigentums ins Leben gerufen, herrscht er mittels des Parlamentarismus und des Mehrheitsprinzips; die Austragung des Konflikts zwischen den Produktivkräften und den von ihnen geschaffenen Produktionsverhältnissen wird seine Auflösung herbeiführen. Mit der Lösung dieses Antagonismus — nicht im Sinne von individuellen, sondern des durch Individuen vertretenen gesellschaftlichen — schließt die Vorgeschichte der Menschheit ab. (Marx.)

Die Geschichte des Sozialismus bekräftigt die Richtigkeit des Ausspruchs. Das Proletariat trägt eine ganze Welt auf seinen Schultern. Man bemerke doch den Abstand zwischen der Gründung des Weitling'schen Bundes der Gerechten und der internationalen Regelung der Arbeitszeit, der Verständigung der im gleichen Verufe beschäftigten Arbeiter auf internationalen Fachkongressen. Nun, die Tüpfelchen mit den Namen der verschiedenen Nationen verschwinden trotz dem Elsch-Lothringischen Patzwang und Schutzzoll. Die Gesellschaft zerfällt in Gruppen von Fabrikinteressenten. Differenzierung der Massen, neue Gruppierungen. Das Proletariat hat ihre Synthese gestellt, sie wurde ihm gegeben durch die klar erkannten ökonomischen Gesetze. Die Wissenschaft gab ihm nicht nur die wirksamsten Waffen in die Hand, sondern läßt auch die Anlage des neuen Zustandes muthmaßen: das sozialistische Programm erweitert zu einer Summe von wissenschaftlichen Erkenntnissen, mit allen den fruchtbringenden Anwendungen, wie sie heute schon hier und da sichtbar werden. Für die Realisirung setzt das Proletariat sein Blut ein. Gewiß, ein neuer Völkerbund. Für den Kleinbürger gäbe er eine zu große Familie; er begnügt sich, das Unabwendbare in die prophetischen Worte einer demokratischen Halluzination zu kleiden, welche eben ein Symptom seiner Krankheit ist. O der billigen Demagogie! Die landläufigen Phrasen von der Volksanschauung, dem Volksgeist, Uebereinstimmung des Gesetzgebers mit dem geltenden Recht, widersprechen schnurstracks den wissenschaftlichen Grundlagen des Sozialismus, schaden den praktischen Erfolgen, und doch ist die schweizerische Arbeiterbewegung mit ihnen gefättigt.

In ihrem Verfassungsaberglauben giebt es für die Demokraten keine vor der Volksversammlung nicht spruchreife Angelegenheit. Entscheidung über medizinische und hygienische Maßregeln, wie Impfwang, Freigebung der ärztlichen Praxis, Vorkehrungen gegen Einschleppung von

*) Der Aufsatz ist gewissermaßen eine Antwort auf den Artikel von H. M. über die direkte Gesetzgebung; allerdings scheint uns der Verfasser etwas über das Ziel hinauszuschreiben. Wir werden auf das Thema wieder zurückkommen. D. R.

Menschen-, Vieh- und Pflanzen-Krankheiten, Untersuchung der Lebensmittel, Alkohol und Pädagogik, verschiedene Fragen des Strafrechts, . . . und die Litanei vermehrt sich jedes Jahr um ein neues Kapitel, gehören nun einmal nicht vor das Volk. Der radikale Geist, der das moderne Wissen durchweht, namentlich die Naturwissenschaften, die, weder Heiligkeit noch Moral kennend, in zynischer Naivetät nur Wahrheit sucht, vor Rücksichten nicht zurückschreckt, muß dem außerhalb der Gesellschaft lebendem und sie bekämpfendem Proletariat in hohem Grade sympathisch erscheinen. Trotzdem wird die gestimmte Mistgabel jeder Lebensäußerung der Gesellschaft vorangetragen.

Kompetente Fachleute sind es, denen die Entscheidung zufällt, nicht beratende Körperschaften, bei denen doch eher, als beim „Volk“, man einige Sachkenntnis voraussetzen kann, denn der Schwerpunkt liegt längst nicht mehr im Parlament, sondern in Fachkommissionen. Man wird zwar entgegen, daß, so lange Klassenunterschiede existieren, von der Anwendung der Wissenschaft keine Rede sein kann, weil ihr Urtheil den Interessen der Herrschenden dient. Nichts richtig! Aber von dieser Ueberzeugung zur politischen Thätigkeit, welche die Anwendung wissenschaftlich bewiesener Prinzipien im Namen eines imaginären „Vollsbewußtseins“ verhindert, ist doch ein weiter Schritt. Es giebt auch ein Wohl des Volkes, das gegen seinen Willen lebende Gestalt erhält; und da die Sozialisten theoretische Gegner des blaguirenden Parlamentarismus, ihn sammt dem Mehrheitsprinzip verwerfen, so müssen sie sich auch offen gestehen, daß sie nicht durch die Mehrheit siegen werden. Das Proletariat übernahm die Rolle des Antreibers, welcher die Herde der bürgerlichen Parteien aller Schattirungen zu Haufen peitscht, wenn sie sich zu verlaufen droht.

Sozialismus und Revolution.

Von Mac-Arle.

Es giebt Worte, die das Unglück haben, von Leuten angewandt zu werden, welche sich ihrer wie des Kleingelds bedienen, von dessen Werth sie sich keine Rechenschaft geben und überhaupt nicht zu geben versuchen.

Hierzu gehört eine Redensart, von denen gebraucht oder vielmehr mißbraucht, die ihre Weisheit ausstrahlen wollen, und die man lauter als alles andere auf dem Erfurter Kongreß verkündete:

„Wir wollen keine Revolution machen“, schrie man. „Es ist eine Thorheit, eine Revolution zu wollen, weil man die Existenz der Partei vernichtet.“

Ihr habt es gehört: es ist eine Thorheit, eine Revolution machen zu wollen.

Diese tapferen Leute, welche schon schreien, wenn das Wort Revolution nur genannt wird, als ob sie eine schreckliche Gefahr erblickten, scheinen zu glauben, daß man einen Aufstand machen kann, wie man eine öffentliche Versammlung abhält oder wie man eine Zeitung erscheinen läßt: man braucht nur zu wollen. Endlich reden sie durchaus so, als ob sie die Frage so betrachten: jede Volkserhebung kann nur das Endergebniß des Willens des Individuums oder der Partei sein.

Ihnen zufolge giebt es nur ein Wollen oder Nichtwollen, damit die Revolution kommt oder nicht.

Man muß bei ihnen diese Auffassung annehmen, um sie entschuldigen zu können. Denn wenn ihr tiefes politisches Verständniß ihnen erlaubte, die Revolution als ein Ereigniß zu betrachten, das von dem Willen der Einzelnen oder der Parteien unabhängig ist, das sich aus gewissen sozialen Verhältnissen als ihre letzte Konsequenz entwickelt, so würden sie die Redensart, „eine Revolution machen wollen“, nicht immer in den Mund nehmen.

Niemand denkt daran, einem Anderen vorzuwerfen, daß er Regen oder Sturm machen will. Denn Keiner kommt auf die Idee, es sei vom Willen abhängig, das Eine oder das Andere zu verhindern.

Ihr tief sinnigen Politiker, die ihr schon bei dem Worte Revolution schimpft, es ist wahrhaftig ebenso vernünftig, zu sagen: Wir wollen keine Stürme mehr, die unser Land verwüsten, als zu erklären: Wir wollen keine Revolution!

Denn, fürwahr, die Gewaltausbrüche, welche von Zeit zu Zeit die Ruhe der modernen Gesellschaften zerstören, sind bei dem Organismus dieser Gesellschaften fast ebenso unvermeidlich, wie der Wettersturm, der die Oberfläche der Erde in Aufruhr bringt.

Es muß sich das natürlicherweise bei den Gesellschaften zeigen, deren Organismus die unteren Klassen rechtfertigt. Diese Klassen geben von Natur die Stätte des Leidens, der Krankheit. Werden diese zu unerträglich, so ist die Folge ein gewaltsamer Ausbruch. Diese Ausbrüche sind um so unausbleiblicher in Gesellschaften, wo, wie in der unsrigen, die ökonomischen Verhältnisse, statt eine Linderung dieser schrecklichen sozialen Krankheit zuzulassen, sie selbst sie verschlimmern, nach eburnem Geleße von Tag zu Tag unerträglich machen.

In einer derartigen Gesellschaft kann niemand dafür einstehen, daß ein so grausamer Mechanismus kein Opfer erhält. Nichts nützt ihm instinktive, verzweifelte Anstrengungen, sich zu befreien, sich los zu machen, sich zu wehren. Er kann der eisernen Hand der Nothwendigkeit nicht entkommen, die ihn zu Boden wirft.

Darum kann man nicht lächerlicher reden, als ob es sich einfach darum handelte, die Revolution nicht zu wollen, um sie zu vermeiden.

Kann man, die Geschichte des 19. Jahrhunderts in

der Hand, eine Revolution zeigen, die von einer Partei gewollt, ausgeführt und organisiert worden ist? Der wahre Organisator aller dieser Revolutionen war nur der gegebene soziale Organismus. Auch derer, die zum Sturz der Monarchie gemacht worden sind, fragt ihr? Auch sie, ja wohl. Denn was im Herzen der Massen diesen schrecklichen Jörn schürte, der sie auf die Straße trieb, das war immer das Elend, das diese Massen erdulden mußten. Wenn sie sich gegen etwas aufbäumten, um es zu stürzen, so war davon immer der Grund, daß sie die Ursache ihrer materiellen Leiden bei Seite schaffen wollten. Parteien zeigten ihnen die Monarchie als diese Ursache: sie zerstörten die Monarchie. Aber in Wahrheit war es immer derselbe tief-soziale Grund, der sie angetrieben hatte. Obgleich die begünstigten Gesellschaftsklassen nicht immer die Herrschaft hatten, nach der sie sich sehnten, haben sie doch niemals die Revolution gemacht.

Allein die Marter des sozialen Elends, der sozialen Leiden kann die Klassen, welche ihr Opfer sind, zu diesen Akten toller Verzweiflung treiben, welche so oft der Sieg krönt.

Die faktischen Ursachen der Revolution sind also vor allem immer soziale gewesen. Politische Motive, in deren Namen sich die Volksbestrebungen zu bilden scheinen, sind in Wahrheit immer die Funken gewesen, die in eine Mine fielen, eine Mine, welche die tatsächlichen ökonomischen Verhältnisse aufgebaut haben.

Diese Bedingungen sind geblieben. An der Mine wird fort und fort gearbeitet. Vereinen wir auch auch unseren Willen, wir können es doch nicht hindern, daß sie hier oder da, morgen oder heute, in die Luft fliegt.

Es liegt also nicht an uns, die Revolution zu wollen oder nicht zu wollen. Wir haben nur mit einer gegebenen Thatsache zu rechnen, der Konsequenz eines sozialen Organismus, den wir bekämpfen. Und wir müssen überlegen, welches unsere Stellung dem gegenüber sein muß.

Dadurch kommen wir naturgemäß zu der Erwägung: Können die Sozialisten unter gewissen Umständen ihre Sache von der der Menge trennen? Das ist der Angelpunkt, um den sich die ganze Frage dreht. Das ist der Kernpunkt der ganzen Frage, möchte ich sagen.

Denn die einfache Untersuchung der Thatsachen, die kalte Vernunft zeigt, daß die tatsächlichen Verhältnisse von einem Augenblick zum anderen wie ein Schicksal die Massen zu äußerster Grausamkeit treiben kann. Jede revolutionäre Bewegung für eine Gefahr zu erklären, die man um jeden Preis vermeiden müsse, das ist eine Erklärung, daß man sich vom Volke trennen muß, wenn es auf einer Bahn gleitet, auf die es unerbittlich gedrängt worden ist. Die Weisen mögen protestiren, wenn ich sage: unerbittlich dahin gedrängt worden, sie mögen von veränderten Bedingungen schwagen, welche die Revolution unmöglich machen etc. Es ist mir leicht, ihnen auf diese phantastischen Einwürfe zu antworten, nicht allein mit den Lehren sozialer Wissenschaft, die wir alle angenommen haben, sondern mit unlängst geschehenen historischen Ereignissen.

Ich könnte viele Spalten mit diesen Ereignissen füllen. Doch es genügt, wenn ich eins oder zwei der bezeichnendsten hervorhebe. Es sind Thatsachen, die zu kennen man keine Geschichte studirt zu haben braucht, weil sie dem Gedächtniß Aller gegenwärtig sein müssen.

Wer erinnert sich nicht, wie vor einigen Jahren Tausende von Menschen, aus dem Viertel des Volkes stammend, aus dem Viertel des Elends, sich in London wie ein zerstörender Sturmwind auf die reichen Viertel stürzten, wo sie in ihrem instinktiven Jörn Alles vernichteten, was ihnen in den Weg kam.

Sie hatten niemals von Revolution reden gehört, sie folgten nur dem unwiderstehlichen Geseze der bestehenden Gesellschaften, das ich auseinanderzusetzen versuchte.

Man möge sich ferner erinnern, daß vor einiger Zeit die gesammte Arbeiterschaft Belgiens sich erhoben hatte. Ebenfalls nach diesem starren sozialen Geseze, auf das ich meinen Beweis gründe. Diese Erhebung hatte sich besonders an Orten ereignet, wo die Arbeiter niemals von Revolution oder Sozialismus hatten reden hören. Keine Partei hatte die Revolution gewollt oder organisiert: die ökonomischen Verhältnisse waren es, sie, die die ganze Gesellschaft beherrschten, welche in Wahrheit organisiert hatten. Die belgischen Arbeiter — ebensowenig wie es die deutschen oder französischen können — hatten nicht die Macht und die Kraft der natürlichen Wirkung des Kapitalismus, sie auszubeuten, sie aufs Pflaster zu werfen, zu widerstehen. In Belgien hatte in der That die kapitalistische Ausbeutung die Grenze erreicht, welche sie überall zu erreichen die Tendenz hat. Die Arbeiter, hungrig, sahen fast die Schreden des Todes vor Augen, und in einem Anfall unwiderstehlicher Verzweiflung zerschlugen sie blind die Werkzeuge kapitalistischer Herrschaft.

Jetzt frage ich die weisen Männer, die uns die Revolution so zeigen oder wenigstens so davon reden, als könne sie nur das Resultat unseres Willens sein: Sind die Verhältnisse, unter denen die deutschen oder französischen Arbeiter leben, etwa andere, als diejenigen, welche die belgischen Arbeiter zu ungeheuerlichen revolutionären Schritten getrieben haben?

Stehen sie nicht ebenso wie diese waffenlos dem natürlichen Gange des Kapitalismus gegenüber, der sie mehr und mehr zermalmt? Können sie nicht ebenso in den äußersten Fall versezt werden, dessen notwendige Konsequenz ein Gewaltakt sein würde? In welchen

Begenden z. B. brechen keine Streiks aus? Und was ist ein Streik anderes, wenn nicht ein außerordentliches, fast revolutionäres Mittel, dieser natürlicher Weise mehr und mehr zermalmdenden Wirkung des Kapitalismus Widerstand zu leisten? Der Kapitalismus hat in Frankreich, in Deutschland wie auch anderswo immer dieselbe Wirkung. Wir wissen, daß es vom Streik zur Empörung nur eines Schrittes bedarf. Wir sind immer und überall nur wenige Schritte von dieser natürlichen Möglichkeit unter den gegebenen Umständen entfernt.

Sie werden sagen, daß man das Volk daran hindern muß, sich zu erheben, daß man es heißen soll, sich in Geduld zu fassen.

Aber unglücklicher Weise ist das einzige Mittel, sie geduldig zu machen, ihm die Möglichkeit des Lebens zu geben. Wir haben jedoch nicht nur nicht die Mittel an der Hand, um es leben zu lassen, sondern kraft unserer eigenen Wissenschaft müssen wir es belehren, daß es bei den gegebenen ökonomischen Verhältnissen nicht leben kann, daß durch das Spiel dieser Verhältnisse seine Lage immer erschreckender werden muß.

Wir können doch nur der Thatsache in ihrer harten Unabweisbarkeit ins Auge sehen und erwägen, ich wiederhole es nochmals, welches ihr gegenüber die Stellung der Partei sein kann und muß.

Soll man handeln, wie die bürgerlich-radikalen, mit Sozialismus überfüchten Parteien, die immer zu dem Volke während der Wahlhandlung halten, wenn es etwas für sie zu gewinnen giebt, aber es verlassen, es schmähen, wenn es die gesetzlichen Wege aufgibt, und die Bahn, auf die es sich begiebt, ihnen eine Gefahr schafft.

Denn das ist das Dilemma: Wenn ihr nicht in diesen Augenblicken zum Volke steht, müßt ihr euch nicht nur von ihm trennen, sondern es als Feind ansehen, es verurtheilen, es schmähen.

Genau wie alle bürgerlichen Ordnungsparteien, welche eine mitleidige Miene zeigen, um sich für Volksfreunde zu erklären, und eine wüthende, um sich für Feinde der Revolution zu erklären. Die Revolution bricht aus und sie haben nur ihre wüthende Miene dem Volke gegenüber, denn das Volk bedeutet dann die Revolution.

Nicht nur würde eine solche Stellung in ihrer Feigheit uns anekeln, sondern trotz der Behauptungen der tiefen Politiker, welche immer vorgeben, die Partei die Wege bedächtiger Weisheit zu führen, sie würde einen der politischen Fehler ausmachen, welche stets der Partei großen Schaden zufügen.

Besonders im Moment der Aufregung muß die sozialistische Partei fest, in energischer Haltung die Situation beherrschen. Kalte Vernunft ist es, die uns diese Stellung annehmen läßt. Wir wissen, was gewöhnlich in dem Moment der sozialen Empörung geschieht. Wenn, wie eben gesagt, die bürgerlichen Parteien, welche gewöhnlich die Leichtgläubigkeit des Volkes ausnutzen, daß sie wohl ausbeuten wollen, aber dem sie zu folgen sich weigern, wenn es einen Weg betritt, wo sie etwas verlieren könnten, es vollständig verlassen, dann muß mit einer energischen Bewegung die sozialistische Partei von dem weiten Felde des Einflusses, das jetzt völlig frei gelassen worden ist, Besitz ergreifen.

Es ist eine fast lächerliche Sache, zu sehen, wie schon bei dem Streik die radikalen, liberalen etc. bürgerlichen Parteien die Arbeiter verlassen. So groß ist ihre Furcht vor allem, was einer ungezüglichen Handlung, einer revolutionären That der Menge gleichen könnte. Schon in einem derartigen Moment kann die Partei ganze Schaaaren des Volkes zu sich heranziehen, die ihr vorher fremd gegenüberstanden. Man kann nur mit Ruhen — wenn man sich nicht vor der gewaltsamen Wendung erschreckt, welche ein Streik nehmen kann — sich des freien Platzes bemächtigen, um sich entschieden diesen Schaaaren an die Seite zu stellen, die von den Parteien verlassen sind, denen sie bisher folgten. In solchen Augenblicken erkennen diese Mengen, wer ihre wahren Vertheidiger sind und lernen, wem sie wirklich folgen müssen.

Es sei mir erlaubt, den Gedanken mit einigen Beispielen zu beleuchten.

Vor einigen Jahren brach in Frankreich, in Decazeville, ein Streik aus, der ein ganz einziges Schauspiel darbot und wild revolutionär verlief, nachdem ein Minendirektor von der Menge getödtet worden war. Die bürgerlichen Parteien verurtheilten einstimmig die Streikenden. Radikale und Konservative waren wunderbar einig in Beleidigungen. Die revolutionären Sozialisten aber vertheidigten nicht nur die Bevölkerung von Decazeville, sondern erklärten sich vollkommen mit ihren Handlungen solidarisch. Da sah man ein einzig dastehendes Ereigniß: eine Bevölkerung, die bisher dem Einfluß der Klerikalen unterlag, war bis zum Fanatismus für die sozialistische Partei gewonnen. Das Wort der Partei hatte bis in diesen Winkel dringen können, ihre Handlung hatte alle Herzen gewonnen, nicht nur die des Volkes von Decazeville, sondern des Proletariats fast aller großen Städte Frankreichs.

Paris, das bis dahin nur etwa 10 000 Stimmen auf die Sozialisten vereinigt hatte, giebt ihnen bei der Wahl Roche mehr als 100 000. Ist es nicht auch die energische Stellung der französischen Sozialisten, bei Gelegenheit des Trauerspiels von Jourmies, das sich nach den unerwarteten, unvorhergesehenen Ereignissen, die so oft Revolutionen entstehen lassen, Aufstände, ohne daß der Willen irgend jemandes dabei ins Spiel kommt, erignete, der man es verdankt, daß die französischen

Sozialisten einen so großen Einfluß im Nord-Département gewonnen haben?

Wenn man die Ursache des außerordentlichen Erfolges von Lafargue finden will, muß man sie nicht in diesem Umstande suchen?

Indessen hätte nach der Tragödie von Fourmies, eine proletarische Empörung im Nord-Département ausbrechen können. Was hätten in diesem letzteren Falle die französischen Sozialisten thun können und müssen? Die Proletarier des Nordens verleugnen, auf Grund ihrer gefährlichen Lage, oder sich entschlossen zu ihnen zu gesellen?

Ich überlasse es dem Leser, die Frage zu beantworten. Endlich sieht man aus diesen Beispielen, daß die energische fast revolutionäre Haltung der Partei unter Verhältnissen, wie beim Ausbruch von Streiks u. A., die zu gewöhnlicher Zeit sozusagen halb revolutionär sind, etwas ganz anderes ist als tolle Politik.

Aber wenn die energische Stellung der Partei in gewöhnlichen Zeitaläufen außerordentlich günstig für ihre Entwicklung sein kann, so ist unter fast revolutionären Verhältnissen meiner Meinung nach eine revolutionäre Stellung das einzige, was einen definitiven Triumph sichern kann. Meine Behauptung kann die Leute in Erstaunen setzen, die jedesmal, wenn die Frage der Revolution aufs Tapet kommt, schreien, als ob sie taub wären, indem sie sich immer der Worte bedienen, deren Bedeutung sie sich nicht klar machen: Wieviel Revolutionen hat man gemacht! Was haben wir nachher davon gehabt? Man hat das Proletariat vertilgen lassen, das war alles! Ich verschmähe es, diesen Leuten zu antworten, daß alle menschlichen Eroberungen, ich meine soziale, auf revolutionärem Wege erlangt worden sind. Sie werden noch höher springen, wenn ich ihnen sage, daß, wenn die letzteren Revolutionen nutzlos waren, dies nicht wegen des zu revolutionären Geistes der Volksparteien geschah, die sie zu abenteuerlichen Tollheiten verleitete, sondern ganz im Gegenteil wegen des anti-revolutionären, theoretischen Geistes vieler dieser Parteien. Er hat sie gehindert, Gelegenheiten zu benutzen, wo sie nur die Hände hätten nach dem Siegeskranze auszustrecken brauchen.

Die soziale Lage der Fabrikarbeiter.

D. Z. Die abschreckende Art, in welcher bisher von amtlichen Kreisen Forschungen auf sozialem Gebiete gepflogen wurden und die sowohl bezüglich der Methode der Erhebungen als auch der Bearbeitung gewonnenen Materials aller Welt demonstrierte, wie man solche Enqueten nicht durchzuführen soll, scheint endlich einem besseren Verfahren Platz machen zu wollen. Wenigstens gestattet diese Annahme die Thätigkeit des badiischen Fabrikinspektors Wörishoffer, der in seinem früheren Werke über die soziale Lage der Zigarrenarbeiter in Baden von der bürokratischen Schablone sich völlig entfernte und in seinem neuesten Buche über die soziale Lage der Fabrikarbeiter in Mannheim denselben Standpunkt beobachtet. Herrn Wörishoffer, der mit Genehmigung der Regierung, also auch mit Unterstützung der Behörden seine Untersuchungen in Mannheim führte, ist es ersichtlich nur um die gewissenhafte Erforschung der Lage der Arbeiter, um die Aufdeckung der bestehenden Thatsachen zu thun, ohne nach irgend einer Seite hin Rücksicht zu nehmen.

Das Inhaltsverzeichnis des Buches beweist uns schon, daß die gestellte Aufgabe möglichst vollständig gelöst wird. Es werden untersucht die allgemeine Beschaffenheit der Arbeitsräume, die Einrichtungen zur Sicherung der Arbeiter gegen Unfälle, die gesundheits-schädigenden Einwirkungen und ihre Bekämpfung, die Arbeitszeiten, die Arbeitsfragen (Art der Lohnarbeit), die Arbeiter, die Löhne, allgemeine wirtschaftliche Verhältnisse der Arbeiterfamilien und der unverheirateten Arbeiter, die Haushaltbudgets und physiologischen Bilanzen, Wohltätigkeitsanstalten und Vereine, Gesundheitszustände und Gewerksvereine und Fachvereine der Arbeiter. Das eigentlich Selbstverständliche, bei einer Darstellung der sozialen Lage der Arbeiter diese in erster Linie über alle einschlägigen Verhältnisse zu befragen, ist im vorliegenden Falle in weitgehendem Maße geübt worden; natürlich wurden auch die Fabrikanten, Behörden, Korporationen und einzelne Personen zur Auskunftserteilung herangezogen und so eine gegenseitige Kontrolle der von den verschiedenen Seiten erhaltenen Mitteilungen auf ihre Richtigkeit ermöglicht.

Die Untersuchung erstreckt sich außer auf die Stadt Mannheim auch auf diejenigen Orte der Umgebung, deren Fabriken zweifellos Bestandteile der Mannheimer Industrie sind; es sind dies die Orte Waldhof Sandhofen, Wohlgelegen, Käferthal, Friedrichseld, Nedarau und Rheinau.

Im Untersuchungsgebiet sind in 282 Fabriken im Ganzen 13 740 erwachsene Arbeiter, d. h. solche über 16 Jahre vorhanden. Hiervon sind 11 482 oder 83,5 pCt. Männer und 2258 oder 16,5 pCt. Frauen. Bei den jungen Leuten von 14—16 Jahren tritt dieses Ueberwiegen der Männerarbeit weniger hervor. Von den 700 Personen dieser Kategorie sind 384 oder 55 pCt. männliche und 316 oder 45 pCt. weibliche. Das erstgenannte Verhältnis erklärt sich einfach durch das Vorkommen solcher Industriezweige, welche nur männliche Arbeiter verwenden können: Zement- und Glasfabrikation, Metallverarbeitung, Maschinenindustrie und Zellulosefabrikation.

In Anlehnung an die Stoffeinteilung des Buches ist zunächst anzuführen, daß die Beleuchtung der Arbeitsräume nach dem Befund des Verfassers eine genügende ist. Für die Tagesbeleuchtung ist nicht nur durch eine ausreichende Anzahl von Fenstern der gewöhnlichen Arbeitsräume und durch Oberlichter bei den Schedebauten gesorgt, sondern es besteht bei großen Arbeitsbauten mitunter die ganze obere Hälfte der Seitenwände aus Glas. Als künstliche Beleuchtung hat sich die elektrische Beleuchtung bis jetzt nur in größeren Etablissements Eingang verschafft. Sie wird fast nur aus Rücksichten der Feuersicherheit, besonders bei einzelnen in dieser Beziehung speziell gefährlichen Fabrikationen hergestellt.

Die bauliche Anlage der Arbeitsräume muß im Allgemeinen in Bezug auf Größe, Höhe, Helligkeit und solide Herstellung als vollkommen genügend bezeichnet werden. Eine Anzahl der in den letzten Jahren erbauten Fabriken können in dieser Beziehung geradezu als Musteranlagen bezeichnet werden. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß nicht in diesen Räumen aus dem Arbeitsprozeß hervorgehende Mißstände vorhanden sind, von denen einzelne schon oben erwähnt wurden und andere bei den gesundheits-schädigenden Einwirkungen zur Besprechung kommen.

Die Einrichtungen, welche nach den verschiedensten Richtungen mit thunlichster Rücksicht auf die Sicherung der Arbeiter gegen Unfälle getroffen sind, werden fortlaufend vervollkommen. Wenn hierbei sich einzelne Lücken herausstellten, so liegt die Ursache davon nicht in ungenügendem Interesse der Arbeitgeber gegen die Sicherheit ihrer Arbeiter, sondern theilweise in vorhandenen Schwierigkeiten, theilweise darin, daß die in dieser Beziehung hier ausgesprochenen Ansichten nicht überall getheilt werden. Als sehr weit vorgeschritten haben sich die Einrichtungen gezeigt, welche zur Bekämpfung der gesundheits-schädigenden Einwirkungen verschiedener Betriebe notwendig werden.

Hinsichtlich der Arbeitszeit läßt sich sagen, daß in Mannheim und seiner nächsten Umgebung die regelmäßige tägliche Arbeitszeit ganz vorherrschend zehnstündig ist. Diese Arbeitszeit ist die Regel in den in unserem Gebiete so intensiv betriebenen Zweigen der Metallverarbeitung, der Maschinenfabrikation aller Art, der chemischen und Papierindustrie und kommt auch theilweise in anderen Industriezweigen vor. Innerhalb der letzteren neigen die in der Stadt Mannheim gelegenen Industrien mehr zur zehnstündigen, die in der Umgebung gelegenen mehr zur elfstündigen Arbeitszeit. In einer Zementfabrik besteht die zwölf- und in einer Asbestfabrik, die vorwiegend Arbeiterinnen beschäftigt, 13—14stündige Arbeitszeit. Arge Mißstände werden konstatiert bezüglich der Ueberzeitarbeit, welche nicht selten eine Ausdehnung von 24—36 Stunden erfährt, allein der Fabrikinspektor kann dagegen nicht einschreiten, weil die Arbeitszeit der Erwachsenen gesetzlich nicht beschränkt ist und weil 30—36stündige Arbeitszeiten in kleinen Mühlen und dergleichen täglich vorkommen. Die Sonntagsarbeit beschränkt sich, von den kontinuierlichen Betrieben abgesehen, auf die Vornahme von Reinigungs- und Reparaturarbeiten, welche nur einige Stunden und 1 bis 2 Prozent der gesammten Arbeiterschaft in Anspruch nehmen.

Wie an allen anderen Orten, herrscht auch in der Mannheimer Industrie die Akkordarbeit vor. Das Bestreben geht im Allgemeinen dahin, alle Arbeiten, welche sich nach Maß und Zahl feststellen lassen und bei welchen eine Kontrolle hinsichtlich ihrer Güte möglich ist, in Akkord zu geben. Daß das Akkordsystem eine Reihe schwerer Mißstände im Gefolge hat, wird zugegeben, allein trotzdem wird es für verkehrt erklärt, dasselbe, wie es von verschiedenen Seiten geschieht, überhaupt verwerfen zu wollen. „Das Akkordsystem kann in Wirklichkeit gar nicht entbehrt werden, weil es allein ermöglicht, den geschickteren und fleißigen Arbeiter besser zu bezahlen, als den ungeschickten und unfleißigen. Seine Ausschließung würde dahin wirken, alle Arbeiter auf ein gleiches Niveau herabzudrücken, das Streben der besseren Arbeiter zu lähmen und damit die wirksamsten Faktoren für die Hebung des gesammten Arbeiterstandes brach zu legen.“ — Das ist so die alte kapitalistische Anschauung, die bei den Kapitalisten auf egoistischer Berechnung und bei den Anderen auf Irrthum beruht.

Die eingehendere Untersuchung der sozialen Lage der Arbeiter wurde auf 47 Fabriken mit 9551 Arbeitern beschränkt, wovon 1176 dem weiblichen Geschlechte angehören und 496 jugendliche Arbeiter sind.

Dem Alter nach gruppieren sich die Arbeiter: von 12—16 Jahren 5,19 pCt., 16—20 Jahren 20,77 pCt., 20—40 Jahren 57,15 pCt., 40—50 Jahren 10,92 pCt., 50—60 Jahren 4,72 pCt., über 60 Jahre 1,25 pCt. Mehr als 70 Jahre alt sind von den 8375 männlichen Arbeitern nur 12 Personen, während bei den Arbeiterinnen diese Klasse gänzlich fehlt; demnach kommt die „Wohlthat“ der Alters- und Invaliditätsversicherung bei den Mannheimer Arbeitern garnicht in Betracht.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

— Ueber das Verhältnis der Selbstkosten und Preise der westfälischen Kohlen finden wir eine Notiz in der „Allg. Berl. Börsenkorrespondenz“:

Was die Selbstkosten anbelangt, so theilt Herr Kleine die Bergwerke des Dortmunder Reviers in drei Gruppen mit annähernd gleichem Förderquantum je nach der Höhe des Arbeits-

effektes ein; also nach Kohlenförderung, welche die einzelnen Gruben pro Mann der Belegschaft im Jahre erzielen.

Diese Gruppierung ergibt, daß zu den bestsituirten Zechen mit mehr als 300 Tonnen Jahreseffekt nur 32 Bergwerke mit 36 980 Arbeitern gehören. Diese Bergwerke haben durchschnittlich pro Tonne nur 5,6 M. Selbstkosten. Die mittlere Gruppe mit 48 Bergwerken und 88 623 Arbeitern hat im Durchschnitt 7 M. Selbstkosten. Die untere Gruppe dagegen umfaßt 100 Zechen mit 52 191 Arbeitern. Der durchschnittliche Jahreseffekt beträgt nur 221 Tonnen, und stellen sich die durchschnittlichen Selbstkosten dieser 100 Zechen auf 8,4 Mark.

Nachdem hervorgehoben ist, daß im Saarbrückener Revier sich die Selbstkosten noch höher, als bei der dritten Dortmunder Gruppe, auf 8,7 M. pro Tonne belaufen, wird fortgeführt:

Wie haben nun unsere Verkaufsvereine die Preise normirt? Der Hochofentofes kostet bekanntlich 13 M. pro Tonne. Der Gießereif- und Schmelztofes stehen allerdings in höherem Preise, doch fällt der Absatz dieser besser bezahlten Kokesorten nur wenigen Werken mit besonders guter Qualität zu, die meisten Werke, und zwar namentlich die der unteren Gruppe, deren hohe Selbstkosten nicht unwesentlich durch gestörte Lagerungsverhältnisse hervorgerufen werden, können nur mit dem Hochofentofes-Preise rechnen, und zwar um so mehr, als die Preise für den Abfallkokes wesentlich niedriger sind.

Ferner kommen 5 pCt. des Preises in Abzug für Verwaltungen, für die statutarisch festgesetzte billigere Lieferung der Kokeskohlen an die dem Syndikat angehörenden Privatwerke u. s., so daß 12,35 M. verbleiben. Bei 1,5 M. pro Tonne Kosten der Verkohlung und 70 pCt. Ausbringen ergibt sich demnach ein Kokespreis von 7,6 M. pro Tonne, wobei Verzinsung und Amortisation der Kokeranlage nicht berücksichtigt ist.

Der sonstige Kokeskohlenpreis beträgt 8 M., die Zettförderkoble wird den Eisenwerken ebenfalls zu 8 M. geliefert. Die besseren Kohlenorten stehen allerdings höher im Preise, aber der durchschnittliche Verkaufspreis im Dortmunder Kohlenverkaufs-Verein stellte sich im ersten Geschäftsjahr vom 1. September 1890 bis 1. Juli 1891 nur auf 8,79 M. pro Tonne.

Es ergibt sich hieraus, daß die Preise, wie sie von den Verkaufsvereinen festgesetzt sind, der unteren Bergwerksgruppe im Durchschnitt nur einen geringen Ueberschuß gewähren, der nicht hinreicht, das Anlagekapital auch nur angemessen zu verzinsen.

Das ist allerdings richtig; die besonders günstig situirten 32 Bergwerke, deren Selbstkosten sich um 2,8 M. niedriger stellen, als die durchschnittlichen Selbstkosten der 100 Bergwerke der unteren Gruppe, erzielen bei den heutigen Kohlenpreisen sehr hohe Ueberschüsse. Die Geschäftsberichte dieser Bergwerke sind es, die immer von Neuem den Beweis für die übertriebenen Lieferen sollen.

Wenn die Zahl der Bergwerke mit hohen Selbstkosten eine geringe wäre, dann könnte man vielleicht sagen, daß diese Bergwerke nicht existenzberechtigt seien. Da es sich aber um 100 Bergwerke mit 52 191 Arbeitern handelt, so müßte eine derartige Ansicht als frivol bezeichnet werden, und halte ich es geradezu für eine Pflicht der Verkaufsvereine, so lange als irgend möglich eine Pflicht der Verkaufsvereine, so lange als irgend möglich die Kohlenpreise lebensfähig bleiben.“

Wir wollen natürlich nicht den ganzen Artikel unterschreiben, der vom reinsten Ausbeuterstandpunkt aus geschrieben ist. Aber jedenfalls giebt er eine Bestätigung dafür, daß die Kartelle nicht, wie die Kleinbürgerlichen Heilmeyer & la Eugen Richter behaupten, die Preise ganz willkürlich in die Höhe schrauben, eine Ansicht, die wir schon immer bekämpft haben. Die Kartelle sind die Vorboden des sozialen Staates, in ihnen wird der Anfang gemacht, die Produktion nach der Konsumtion zu regeln und aus der anarchischen Wirtschaft herauszukommen. Wir würden uns eigene Fleisch schneiden, wenn wir dagegen ankämpften — gegen das „Hineinwachsen in den sozialen Staat“.

— **Unternehmergewinn in Amerika.** Das statistische Arbeitsamt in Massachusetts hat kürzlich eine äußerst interessante Untersuchung über den im Staate erzielten Unternehmergewinn veröffentlicht, über deren Ergebnisse wir den „Industries“ nachstehende Daten entnehmen:

Die Enquête erstreckte sich auf 46 Industriezweige der Manufakturbranche, welche mit ihren 10 013 Fabriken 69,21 Prozent der Gesamtproduktion des Staates an Manufakturen repräsentieren, während das in diesen Industrien engagierte Kapital mehr als 75 Prozent des im ganzen Lande in Manufakturen investierten Kapitals ausmacht; die Enquête darf daher den Anspruch erheben, ein ziemlich genaues Bild der gesammten Fabrikindustrie des Landes zu geben.

Von den 10 013 Unternehmungen blieben 672 passiv; die übrigen zusammen repräsentieren 81,22 Prozent des investierten Kapitals und lieferten 88,77 Prozent der Gesamtproduktion. Der durchschnittliche Reingewinn der verschiedenen Industriezweige war 3,9 Prozent vom Verkaufspreise der Waaren, entsprechend einer Verzinsung von 4,83 Prozent des engagierten Kapitals.

Die Gesehungskosten vertheilen sich auf den Einheitsfuß von 100 Dollars wie folgt: Rohmaterial Dollars 67 67, Gehalte Dollars 1,98, Arbeitslöhne Dollars 25,66, Steuern Doll. 1,49, Versicherung Doll. 0,38, Frachten Dollars 1,46; der Rest entfällt auf Ausrüstungen, Reparaturen und verschiedene kleinere Ausgaben. Hieraus erhellt, daß die Arbeitslöhne über ein Viertel der Produktionskosten ausmachen. Bei einem angenommenen Verkaufspreise von 100 Dollars abfordern Rohmaterial Doll. 68,91, Arbeitslöhne Dollars 22,34, die gesammten Ausgaben Doll. 87,06, so daß Dollars 12,95 Ueberschuß vom Verkaufspreise über die Gesehungskosten oder 16,01 Prozent Kapitalzinsen übrig bleiben. Von diesem Bruttogewinn der Unternehmer bringt das Arbeitsamt weiter in Abzug: 5 Prozent an Interessen des investierten Baargeldes und der aufgenommenen Darlehen, 10 Prozent für Amortisation an Maschinen und Werkzeugen, 5 Prozent für Verkaufsbesen, Verluste und dubiose Forderungen; hiernach verbleibe ein Reingewinn von Doll. 3,90, was 4,83prozentiger Kapitalverzinsung entspricht.

Ein Vergleich zwischen dem Verdienste der Arbeiter und dem Gewinne der Unternehmer in privaten Etablissements und Kooperationsgesellschaften zeigt, daß in ersteren auf 257 657 gegen Lohn angestellte Arbeiter beiderlei Geschlechts und jeden Alters ein jährlicher Durchschnittsverdienst von Doll. 362,23 kommt, während bei letzteren auf jeden der 12 558 Theilhaber mit einer durchschnittlichen Kapitalbeteiligung von 10 701 Dollars ein jährlicher Ertrag von 517 Doll. entfällt, worin sowohl der Lohn seiner Arbeit als die Verzinsung seines Kapitals mit inbegriffen sind. Bei Aktiengesellschaften stellt sich die Sache folgendermaßen: jährlicher Verdienst des Arbeiters Doll. 383,32, Ertrag des Aktionärs 379 Doll. für ein investirtes Durchschnittskapital von 7857 Doll.; mit anderen Worten, der Arbeitslohn verhält sich zum Theilnehmergewinn wie 7 zu 10, zum Ertrage des Aktionärs wie 7 zu 8.

Unsere Freunde werden ersucht, uns behufs weiterer Verbreitung des Blattes Adressen von solchen Personen anzugeben, welche eventuell abonniren würden.

Agitationsnummern versenden wir gratis und franko.